Glückliche Menschen

Kristina Roy

© Werner Mücher
Auflage November 2020
Leicht überarbeitet: W. Mücher
E-Mail: wmuecher@pm.me

Glückliche Menschen

„Gott ist Liebe, und wer in der Liebe bleibt,
der bleibt in Gott und Gott in ihm“
(1. Johannes 4,16).

Inhalt

Kapitel 1 4
Kapitel 2 15
Kapitel 3 17
Kapitel 4 29
Kapitel 5 35
Kapitel 6 43
Kapitel 7 56
Kapitel 8 66

Kapitel 1

Zwischen Nimnitz und Topolova stand schon immer eine Schmiede. Sie gehörte der Familie Biely und war durch mehrere Geschlechter hindurch stets vom Vater auf den Sohn vererbt worden.

Doch der letzte Biely hatte keinen Sohn. Die Tochter heiratete einen Schlosser in Budapest; ihre Söhne besuchten höhere Schulen, und so wurden aus ihnen Herren, die ihre Muttersprache, ihre Heimat und die Volkssitten vergaßen. Nur einmal erinnerten sie sich daran, nämlich als der alte Biely starb und sie seine Hinterlassenschaft verkaufen sollten.

Die Schmiede kaufte ein auswärtiger Schmied, ein junger stattlicher Mann, wie man nicht sogleich wieder einen hätte finden können.

Bald merkten die Leute, dass er ein tüchtiger Handwerker war, besonders für Schneidwerkzeug. Man lobte ihn im Gebirge beim Mähen, und die Fuhrleute rühmten ihn, dass er die Pferde gut beschlage.

Nur eins tadelten sie an ihm, nämlich dass er heiraten wollte, und zwar ein armes Mädchen aus seinem Dorf.

„Was fällt ihm nur ein?“ redeten die Leute; „bei uns hätte er manches reiche Mädchen kriegen können. Das Stückchen verwahrloster Garten und das seit Jahren unbearbeitete Feld, das ihm gehört, damit kann er sich noch jahrelang herumplagen, bis es ihm etwas einbringt. Vom Handwerk kann doch heutzutage niemand leben. Und da nimmt er sich eine arme Frau und noch einen alten Schwiegervater als Zugabe!“

Als der Schmied mit seiner jungen Frau einzog, da schüttelten die Männer wohl die Köpfe, aber sie kritisierten ihn nicht mehr.

Die Frauen zogen die Achseln hoch: „Hübsch ist sie, und sie passen zueinander; aber von der Schönheit wird man nicht satt.“

Da kamen von Topolova nach Nimnitz Nachrichten, über denen die Leute von Nimnitz für eine Zeit lang sogar ihren Schmied Adam Dubravsky und seine Anitschka vergaßen. Vor einem Jahr war der letzte Herr von Topolova, der Besitzer des Schlosses und des ganzen Gebietes, gestorben. Er hatte eine einzige Tochter hinterlassen, die jetzt einen reichen Mann heiratete, der alles zurückkaufte, was der alte Herr den Händlern und den Bauern hatte verkaufen müssen. Er kaufte auch das Schloss Topolova, und die Leute setzten hinzu, dass er mit dem Besitztum auch die Frau gekauft habe. Anders konnte man es sich nicht erklären.

Er war schon ein Vierziger, eine stattliche Erscheinung, aber kein Graf. Er hatte früher Brücken und Eisenbahnen gebaut und war dabei reich geworden; sie eine neunzehnjährige Gräfin, aufgewachsen unter Grafen und Baronen, die nie einen solchen bürgerlichen Menschen beachtet hätten.

„Der Herr Baumeister Rudohorsky ist ein glücklicher Mann und ein kluger Herr“, belehrten die Händler die Leute. „Den Reichtum hat er schon; jetzt wird ihm die Frau die vornehme Welt erschließen, seine Kinder werden einmal große Herren sein.“

Wenn jetzt die Leute am Schloss Topolova vorbeigingen, blieb jeder eine Weile stehen und dachte, was für ein glücklicher und kluger Mensch dort wohne.

„Ach, dass unser Herrgott manchen Leuten alles schenkt, was sie nur wünschen! Du betest und arbeitest und hast nichts davon! So einer betet nicht und arbeitet nicht und hat doch, was seine Seele wünscht“, pflegte die alte Müllerin zu sagen.

Wenn die Leute den Herrn Rudohorsky in seinem neuen Wagen mit der Frau Gräfin ausfahren sahen, dachten sie an die Worte der Müllerin und gaben ihr recht.

Herr Rudohorsky begann neben dem Schloss neue Wirtschaftsgebäude zu bauen; er legte einen neuen Park an und daneben einen großen Obstgarten.

In dem neuen Park wurde ein Teich ausgeschachtet; auf den Wiesen neben dem Schloss legte man Kanäle unter der Erde, damit durch diese das Wasser von den Sümpfen in den Teich abfließen konnte. So gab es Arbeit genug, und die Leute konnten viel verdienen.

Die Frauen brachten ihren Männern das Mittagessen nach Topolova und sahen mit eigenen Augen, wie viele Gäste die Frau Gräfin hatte.

In dem alten Park spazierten reich gekleidete Damen und Herren in Militäruniformen.

„Glückliche Menschen!“ seufzten die Frauen und hatten zu Hause Stoff zum Erzählen.

Das junge Paar fing inzwischen an, sein Nest auszubessern, und wer in die Schmiede kam, wunderte sich, wie gut es ihnen ging.

Der alte Krischko besserte dem Schwiegersohn das Dach aus und reparierte ihm die Fenster. Anitschka holte mit dem Vater aus der Ziegelei gelben Lehm und flickte damit die Löcher im Haus; dann weißte sie die Wände. Sie reinigten zusammen den vernachlässigten Hof, gruben das Gärtchen und den Obstgarten um und später das Feld.

Wenn Adam nicht immer wieder abgerufen worden wäre, hätten sie das Feld an einem Tag fertigmachen können, aber das Handwerk ging doch vor, und Arbeit gab es viel.

Einer aus Nimnitz rühmte in Topolova, was für einen guten Schmied für Schneidehandwerkszeug sie hätten. Bald begannen alle Zimmerleute und die Arbeiter vom Schloss ihre Äxte, Beile, Hacken, Schaufeln hinzutragen, so dass unserem Adam die Zeit fast nicht mehr ausreichte.

„Wie gut ist es, dass ich Euch, Vater, hier habe!“ pflegte er zu seinem Schwiegervater zu sagen. „Für nichts brauche ich zu sorgen; wenn ich mich um die Feldarbeit kümmern müsste, so würde ich bald meine Kundschaft verlieren. Arbeitete ich aber nur für die Leute, so würde mir die Hütte über dem Kopf zusammenfallen. Schont mir nur, bitte, meine Anitschka; ich möchte nicht, dass sie sich gleich überarbeitet, nachdem sie mich eben erst geheiratet hat.“

„Sei unbesorgt, mein Sohn! Wir werden mit der Hilfe des Herrn schon alles fertigkriegen. Bleib nur bei deinem Handwerk! Du bist von Gott dazu bestimmt, uns zu ernähren, und wir, dir behilflich zu sein.“

Es waren kaum acht Wochen vergangen, seitdem der junge Schmied Anitschka heimgeführt hatte, und schon war die alte Schmiede nicht mehr wiederzuerkennen. Die Hütte war weiß und blau getüncht; die Fenster trugen weiße Vorhänge und reichen Blumenschmuck. In der Kammer stand für den Vater dessen Webstuhl, Anitschkas Spinnrad und das alte Bücherbrett mit den Büchern, die schon den Großvätern Trost gebracht hatten. Auch Anitschka konnte lesen und schreiben, so gut wie jede Dame.

Die Nimnitzer ärgerten sich über den Schmied, dass er niemals mit ihnen ins Wirtshaus gehen wollte; sie sagten zum alten Krischko: „Ihr haltet ihn ja wie am Strick!“

„Meine Lieben“, pflegte Krischko zu sagen, „aus dem Wirtshaus kommt kein Nutzen, weder für den Leib noch für die Seele; was du vertrinkst, das hast du nicht. Ein betrunkener Mensch macht sich, Gott und den Menschen nur Schande.“

„Es braucht sich ja nicht jeder gleich zu betrinken.“

„Er braucht nicht, aber er kann. Wir bitten Gott: Führe uns nicht in Versuchung! Warum sollten wir uns selbst hineinbegeben und den gnädigen Gott erzürnen?“

„Lasst ihn!“ meinten die Männer achselzuckend. Andere dachten: „Der spricht eine große Wahrheit aus! Wenn man sich nur ent-

halten könnte! Aber wenn man nicht einmal ordentlich angeheitert sein darf, was hat man dann auf der Welt!“ Sie redeten auch auf Adam ein. Der runzelte die Stirn. „Die ganze Woche stecke ich in der Arbeit, und den Sonntag sollte ich im Wirtshaus zubringen? Wer sich mit mir unterhalten will, der soll zu uns kommen; wir heißen jeden gern willkommen.“

„Du bist ein großer Herr!“ meinten sie beleidigt. „Glaubst du, dass alte Bauern dir nachlaufen werden?“ Und doch kamen eine Reihe. Der alte Krischko wusste so zu erzählen, als ob es aus der Schrift wäre oder aus alten Chroniken; man hätte ihm den ganzen Tag zuhören mögen.

Der alte Krischko liebte Gott und den Herrn Jesus; er glaubte, dass es einen Himmel gäbe, auch dass er hineinkommen werde; er glaubte auch, dass es eine Hölle gäbe, und er warnte die Leute vor der Sünde, die die Tür zu ihr auftue. So hatte er auch seine Anitschka glauben gelehrt. Sie war ihm als das letzte von sieben Kindern geblieben. Immer wenn er eins aufgezogen hatte, so war es gestorben. Zuletzt war ihm auch seine Frau gestorben. Er trauerte nicht, denn er glaubte, dass sie bei Gott seien und dass er sie dort wiederfinden werde.

Anitschka war seine Jüngste. Bis sie groß wurde, dass sie es verstehen konnte, hatte Gott ihn das meiste gelehrt, und so konnte er auch sie unterweisen.

Seitdem sie zusammenlebten, musste der junge Schmied viel an die Seele denken. Früher hatte er, wie viele andere Leute, nie an Gott gedacht, obwohl er einst der beste Schüler gewesen war und bei der Konfirmation den Katechismus am besten gekannt hatte.

Solange er noch Lehrling war, hatte er das Beten aufgegeben, weil sie ihn deswegen verlachten. Als Geselle hörte er lauter Spott gegen Gott, und gar beim Militär, wer dachte da an Gott.

So oft er in die Heimat zurückkehrte, war er in die Kirche gegangen und hatte zugehört, was dort gepredigt wurde; aber er hatte nie darüber nachgedacht.

Er war ein ordentlicher junger Mann gewesen, und er wollte auch ein ordentlicher Mensch bleiben. Als er nun hörte, dass Anitschka Krischko das bravste Mädchen im ganzen Dorf sei, beschloss er hinzugehen. Und wie er sie zum ersten Mal sah, sagte er sich gleich: Die muss mein werden! Und sie wurde sein.

Sie kannten sich wenig; wie sie war, erkannte er erst jetzt von Tag zu Tag besser.

Nachdem Anitschka mit ihrem Vater hierher übergesiedelt war, richteten sie nach ihrer Gewohnheit ihr Leben ein. Sie begannen und beendigten den Tag mit Gebet.

„Mein lieber Sohn“, sagte der Schwiegervater, „den göttlichen Segen voran, dann die Arbeit. Was du dir nicht erbittest, das machst du nicht gut; und es ziemt sich nicht, nur zu empfangen, sondern man muss auch danken. Ohne göttlichen Schutz kein guter Schlaf.“ Adam schämte sich, dass er aus der Heiligen Schrift nicht einmal so viel kannte wie Anitschka, trotzdem sie zehn Jahre jünger war als er. Sonntags in der Frühe, während sie das Mittagessen kochte, damit sie alle in die Kirche gehen konnten, nahm er die Bibel des Schwiegervaters, ging damit in die Schmiede und las. Je öfter er las, desto öfter musste er an Gott und an seine Seele denken.

Wenn er etwas nicht verstand, fragte er den Vater, und wenn sie es beide nicht verstanden, pflegte Krischko zu sagen: „Lassen wir es, mein Sohn, vielleicht wird Gott es uns noch offenbaren; wenn nicht, so werden wir es erfahren, wenn wir zu ihm kommen werden.“

Als Adam seine Frau zum ersten Mal mit in die Kirche nahm, verwunderten sich alle, wie schön sie sei, trotzdem sie nicht einmal hübsche Kleider anhatte.

Adam wusste, dass seine Frau schön war, und er war stolz darauf; aber nie erschien sie ihm so schön, als wenn sie vom Herd er-

hitzt und gerötet in die Schmiede kam, um nachzusehen, was er mache und ob er nicht traurig sei in seiner Einsamkeit. Dann musste er die Arbeit stehen lassen, sie mochte noch so dringend sein, und mit ihr plaudern.

Als das Haus ausgebessert und gereinigt war, dachte Anitschka darüber nach, wie sie ihrem Mann behilflich sein könnte, so viel zu ersparen, um eine Kuh kaufen zu können.

Eines Abends trat sie zu ihm in die Schmiede. Es war Samstag, und er räumte für den Sonntag auf. Sie half ihm und kehrte aus. Dann gingen sie zusammen in den Obstgarten. Adam hatte heute von früh an ununterbrochen gearbeitet und es gar nicht gemerkt, dass er müde war. Erst jetzt, als er sich ein wenig auf die Bank setzte, spürte er es.

Auch Anitschka merkte es. Sie setzte sich zu ihrem Mann und fasste seine Hand.

„Du bist müde, nicht wahr?“

Er sah sie an, und es wurde ihm warm ums Herz; bisher hatte ja niemand danach gefragt, ob er müde sei oder nicht.

„Du musst so viel arbeiten!“ sagte sie.

„Das macht nichts; ich bin ja jung und gesund.“ Er schloss sie fest in seine Arme.

„Adam, was soll ich jetzt mal arbeiten?“

„Du? Tust du denn nicht genug?“ meinte er verwundert. „Als ich dich heiratete, hattest du nicht so harte Hände wie jetzt.“

„Das ist vom Tünchen, Adam. Aber jetzt haben wir alles fertig, und nächste Woche habe ich keine Arbeit mehr außer dem bisschen Kochen. In der Schmiede kann ich dir nicht helfen. Heute sagte mir die Ortsrichterin, dass sie ihre Betka ins Schloss schicken werde, Wasser für die Maurer zu tragen. Ich dachte mir, wenn ich mich auch meldete, vielleicht würden sie mich nehmen. In aller Frühe könnte ich für euch kochen, und das Nachtessen würde euch der Vater herrichten.“ Adam ließ Anitschka ausreden, aber eine Wolke

lagerte auf seiner Stirne. „Nirgends wirst du hingehen. Habe ich denn deswegen geheiratet, dass meine Frau den Maurern Wasser zuträgt und in herrschaftlichen Tagelohn geht ohne mich?“

„Aber Adam, bist du böse? Ich will ja nur, dass wir uns eher eine Kuh kaufen können. Lass mich doch gehen, in einer Woche erspare ich schon etwas!“

Adam schaute auf seine hübsche Frau und dachte: Wie schön sie ist! Sie gefällt mir und könnte auch anderen gefallen, und Fremde möchten mit ihr Scherze treiben.

Er zitterte vor Entrüstung bei dem Gedanken, drückte fest die Hand seiner Frau und sagte ernst:

„Das lass nur bleiben, Anitschka! Niemals sollst du zu irgendeiner Arbeit gehen, wo ich nicht mitkönnte; die Welt ist böse. Die Kuh werden wir auch ohne herrschaftlichen Tagelohn haben. Wenn mir die Leute nicht Geld schuldig blieben, könnte ich sie dir heute schon kaufen. Du wirst noch genug Arbeit im Haus finden. Du hast mir auch versprochen, mir von der Leinwand, die ich einst noch von euch kaufte, Hemden zu machen; so nähe sie mir, die alten reißen schon.“

Anitschka fügte sich dem Willen ihres Mannes. Sie war froh, dass sie nicht aus dem Haus wegzugehen brauchte.

Immer, wenn sie nachmittags in die Schmiede kam und seine Hemden nähte und Adam sie bei sich hatte, freute er sich darüber.

Die Leute bezahlten ihre Schulden, Herr Rudohorsky zahlte auch für die Pflüge und Beschläge der Pferde. So ging Adam nun mit dem Schwiegervater auf den Jahrmarkt. Sie brachten eine nicht sehr große, aber gute Kuh mit nach Hause. „Jetzt, Anitschka, wirst du genug zu tun haben.“

Und doch suchte sich Anitschka noch eine Erwerbsquelle, um es ihrem Mann zu erleichtern. Sie begann für die Leute zu waschen. Die Wäsche nahm sie mit nach Hause oder man brachte sie ihr hin; den Bach hatte sie in der Nähe. Sie züchtete Hühner, und in ihrem

Obstgarten und dem Gärtchen zog sie Gemüse und brachte es dann in die Stadt zum Markt.

Adam musste bald einen Lehrling nehmen, er konnte die Arbeit allein nicht mehr bewältigen. Die Frauen im Dorf merkten, dass der alte Krischko ein guter Weber war, und brachten ihm alles, was sie gesponnen hatten.

So gelangten Dubravskys langsam zu einem gewissen Wohlstand. Was sie nur konnten, machten sie sich selbst und halfen dabei noch anderen.

Sie wohnten an der Landstraße. Jeder Bettler, jeder Wanderbursche stellte sich bei ihnen ein. War einer jung und fähig zur Arbeit, so musste er bei Adam in der Schmiede bleiben und helfen, wofür er entsprechenden Lohn erhielt.

Einer blieb ganz bei ihnen. Er hatte niemanden auf der ganzen Welt, und noch nie in seinem Leben war ihm so wohl gewesen wie hier. Er schlief mit dem alten Krischko in der Kammer. Sie gaben ihm Kleider und Schuhe; dafür diente er ihnen. Sie nannten ihn Tomas, einen anderen Namen hatte er nicht.

So vergingen Frühling, Sommer und Herbst. Auf dem kleinen Acker ruhte der Segen Gottes. Die Obstbäume hatten reich getragen. Für die Arbeit zahlten manche dem Schmied mit Getreide, Kartoffeln oder Kraut. So waren sie für den Winter versorgt.

Adam freute sich auf die langen Abende, wo er mit den Seinen im Zimmer würde sitzen können und ihnen vorlesen könne. Der Vater brachte mit Tomas eine Menge Holz ein. Anitschka kaufte sich Flachs und Hanf, um etwas zum Spinnen zu haben. Sie alle freuten sich auf die Feierabende in der warmen Stube.

Es war nach dem Kathariner Jahrmarkt. Die Nimnitzer kehrten zurück; unter ihnen auch Anitschka. Die Frauen liefen voraus; sie ging

allein und wäre gerne schon daheim gewesen. Ihr Herz war voller Freuden, am liebsten hätte sie gesungen. Sie trug ja in dem Bündel eine von ihrem selbst verdienten Geld gekaufte Mütze für Adam und für den Vater warme Filzschuhe. Wie würden sie sich freuen! Es hatte ihr leid getan, dass Tomas nichts um den Hals hatte, deshalb brachte sie für ihn ein Tuch und für den Lehrling die Stiefel, die er sich gewünscht hatte.

Ihre Gedanken wurden durch Schellengeläute unterbrochen; sie sah sich um und schaute eine Weile dem schönen Schlitten nach. Endlich sah auch sie einmal die Frau Gräfin. *Wie schön sie ist in dem schwarzen Pelz und dem Federhut, schön, aber anscheinend nicht bei guter Laune. Der Mann redet mit ihr, sie hört ihm aber gar nicht zu.*

Alle Leute in Topolova und Nimnitz sagen, dass die beiden die zwei glücklichsten Menschen in der Welt seien. Ob das wahr ist?

Nein, dachte die junge Frau und schüttelte den Kopf, *sie sind nicht glücklicher als Adam und ich. Sie haben wohl Reichtum und wir nicht; doch dafür gibt uns Gott alles, was wir brauchen, und alles können wir uns erbitten.*

Von fern sah man schon das Schloss. Sie holte die alte Frau Gal ein, deren Tochter dort als Stubenmädchen diente. Anitschka hätte gern gewusst, ob die Herrschaft wirklich so glücklich sei. Sie redete daher die Frau an, indem sie ihr den Korb abnahm, und erzählte, dass sie die Herrschaft gesehen habe.

„Dass sie jetzt gefahren sind!“ erwiderte die Frau verwundert. „Das ist ganz gegen ihre Gewohnheit. Doch wahrscheinlich haben sie keine Gäste, da hat die Frau Gräfin Langeweile.“

„Und was macht sie sonst?“ forschte Anitschka. „Nichts, meine Tochter; sie ist das so gewöhnt.“

„Etwas muss sie aber doch tun! Wie könnte sie sonst leben?“

„Nun, morgens zieht sie sich an; dann, wenn keine Gäste da sind, lässt sie sich etwas vorlesen oder sie spielt Klavier. Dann geht sie

spazieren, malt dann ein wenig, und wenn Gäste da sind, so unterhält sie sich den ganzen Tag.“

„Und was macht der Herr?“

„Ach, der hat Arbeit genug; manchmal reicht ihm der Tag gar nicht aus und er muss die Nacht zu Hilfe nehmen.“

„Ist er denn nicht dabei, wenn sie sich unterhalten?“

„Manchmal, wenn er muss, aber er ist nicht gern dabei. Denn, mein Kind, das sind dort lauter Fremde und vornehme Leute, und er stammt doch nur von uns. Die Herren streiten immer gleich mit ihm, ich weiß nicht weshalb.“

„Und sie?“

Die Frau zuckte mit den Achseln: „Ich weiß nicht, aus solchen jungen Damen wird man nicht klug. Wenn sie einmal älter sein wird und sie Kinder haben werden, so wird es sich schon machen.“

Unterdessen hatten sie das Schloss erreicht. Die Frau nahm ihren Korb wieder und dankte für das Tragen. Anitschka eilte nach Hause und blieb erst vor der Schmiede stehen. „Wir sind doch glücklicher!“ dachte sie.

Dann lief sie zu ihrem Mann, umarmte ihn und setzte ihm die Mütze auf. Sie passte ihm ausgezeichnet.

„Adam, das habe ich dir gekauft“, rief sie strahlend.

Sie hätte nicht mit der Nimnitzer Gräfin tauschen mögen.

Kapitel 2

Der Winter kam. Bei Dubravskys waren jeden Abend, besonders aber am Sonntag, viele Leute. Als erste kam die Tischlersfrau vom unteren Ende des Dorfes. Es gefiel ihr, dass Adam vorlas und wie der alte Krischko erzählte. Am nächsten Abend brachte sie ihr Spinnrad mit. Auch andere Frauen fingen an, mit ihr hinzugehen. Der alte Waldhüter kam mit dem Schwiegersohn; auch ihnen gefiel es, und sie sagten zu den Nachbarn: „Gehen wir zu Bielys – so nannte man sie nach der Hütte –, die Zeit wird uns da besser vergehen."

So kamen denn die Leute zusammen, und sie fühlten sich wohl in dem warmen Stübchen.

Wenn sie sich dann genug erzählt hatten von dem, was den einen oder den anderen bedrückte, hörten sie den alten Geschichten von der christlichen Kirche zu und wunderten sich, wie die Leute damals imstande gewesen waren, so viel um ihres Glaubens willen zu leiden.

Aber als Adam anfing, aus der Heiligen Schrift vorzulesen, hörten etliche auf, zu kommen, denn der zum Ebenbild Gottes geschaffene Mensch will die Stimme seines Schöpfers nicht hören, will seinen Willen nicht kennen, um ihn nicht tun zu müssen.

Adam ahnte nicht, dass er sie mit der Heiligen Schrift aus seinem Haus vertrieben hatte; ihm wurde sie von Tag zu Tag lieber.

Als er einmal gelesen hatte, dass der Herr Jesus in das Haus der Martha und Maria zu gehen pflegte, fiel ihm ein sonderbarer Gedanke ein: „Wenn er noch auf der Erde wandelte und zu uns käme, würde es ihm bei uns gefallen? Würde er zufrieden sein?"

Seit der Zeit konnte er, ob er wollte oder nicht, diesen Gedanken nicht mehr loswerden; immer von neuem bewegte er ihn. Wurde er in der Schmiede ärgerlich und wollte er schimpfen, so konnte er es nicht. Wenn er die Arbeit lieferte und verteuern wollte, so konnte er es nicht mehr. Wollte er jemanden belügen und ihm versprechen,

eine Arbeit in einer Woche zu liefern, für die er anderthalb Wochen brauchte, er konnte es nicht mehr. Und wenn er betrogen hatte, so konnte er gar nicht schlafen, denn immer musste er denken: Wenn Jesus käme, mit Anitschka wäre er zufrieden, auch mit dem Vater – ob aber auch mit mir? So verging der Winter.

Mit dem ersten Frühling zog ein kleiner Gast in ihre Hütte ein. Er glich dem Vater und der Mutter und war beiden gleich lieb.

Adam konnte nicht mehr so ruhig den ganzen Tag in seiner Schmiede hämmern. Er musste wenigstens hier und da für einen Augenblick ins Zimmer eilen, seinen Sohn anzuschauen. In jedem Haus im Dorf gab es zwar Kinder; es war nichts Neues, dass wieder ein Kind dazukam.

Aber ein Kind ist nicht wie das andere! Als ungefähr zwei Wochen später das Tauffest im Schloss gefeiert wurde, sprach man noch nach Monaten darüber in Nimnitz und Topolova. Man erzählte sich, wie die prächtig gekleideten Herrschaften das Kind in die Kirche gebracht hatten, wie groß das Taufessen nachher gewesen sei, und dass noch wochenlang zwei Ärzte hingingen; denn das Kind war schwach und die Frau Gräfin auch.

Später fuhren sie das Kind im Park spazieren, und immer waren zwei, drei Mädchen um es her. Herr Rudohorsky wagte sein Söhnchen nicht anzurühren, um ihm nicht wehzutun, und der Frau Gräfin war es zu schwer. In ihrem Zimmer wollte sie ihn nicht haben, damit sein Weinen sie nicht störe.

Im Mai musste die Frau Gräfin ins Bad gehen. „Ja, diese Damen!“ sagten die Frauen. „So eine weiß nicht einmal, was für eine Plage einem die Kinder bereiten.“

Kapitel 3

Es war der erste Sonntag nach Trinitatis. Adam ging mit dem Vater am Nachmittag aufs Feld. Sie hatten dem Tischler Matejak versprochen, nach seiner Spätsaat unten am Wald zu schauen. Er war nämlich auf dem rechten Fuß lahm und konnte nicht selbst hingehen.

Beide gingen nun, da sie schon so nahe waren, auch in den Wald hinein. Krischko setzte sich in den Schatten, Adam lehnte sich an die erste Eiche, und beide hingen ihren Gedanken nach.

Adam schien es, als wollte auch im Wald eine feierliche Stille verkünden, dass es Sonntag war. Von Blume zu Blume flogen bunte Schmetterlinge; einer setzte sich dem Vater auf die Schulter.

„Ach“, dachte Adam, „wenn Anitschka und Janitschko hier wären, wie schön wäre es für sie, dort neben dem Vater zu sitzen!“ Wenn es nicht so weit wäre, würde er gleich hinlaufen, sie zu holen. Womit hatte er von Gott nur so viel Glück verdient, eine solche Frau und diesen Sohn? Er fing an, darüber nachzudenken, wie er seinen Sohn erziehen wollte. Das Kind schien ihm zu gut, als dass aus ihm so ein schwarzer Schmied werden sollte. Wenn er in die Art der Krischko schlägt, so schicke ich ihn in die Schule, und wenn ich gleich meine Hände bis zu den Ellenbogen abarbeiten müsste.

Eine Elster krächzte auf dem nahen Baum, als wollte sie den jungen Schmied auslachen. Der Faden seiner Gedanken zerriss. Er warf sich zu dem Vater auf den Boden und stützte seinen Kopf in die Hand: „Vater!“

„Was willst du, mein Sohn?“ fragte jener und schaute den Schwiegersohn liebevoll an.

„Woran denkt Ihr? Wir sind stumm wie zwei, die einander böse sind.“

„Man weiß manchmal nicht einmal, wo einem die Gedanken hinfliegen. Seit wir hier sitzen, kam mir alles ins Gedächtnis zurück, von meiner Kindheit an bis heute. Ich dachte, was für ein leichtes Leben

der Herr euch gegeben hat und dass, wenn ihr so fortfahrt zu arbeiten wie bisher, mögen dann auch böse Zeiten kommen, wenn ihr den himmlischen Vater nicht verlasst, so wird es euch immer besser und besser ergehen. Wenn er auch manches zulässt, so verlässt er doch die Seinen nicht.

Ich habe es in meinem Leben oft erfahren. Wir waren abgebrannt, wussten nicht, wohin wir uns wenden sollten; der Vater war schwach, die Mutter krank. Ich kann es dir nicht mehr sagen, wie es war, aber Gott half uns, wir kamen wieder empor.

Als ich geheiratet hatte, besaß ich mit meiner Susanka außer Gott und unseren vier Händen gar nichts. Obwohl uns unser himmlischer Vater sechs Kinder anvertraut hat, eine solche Not, dass eins von ihnen hätte hungern müssen, haben wir nie gekannt. Alle haben wir erzogen. Wenn aber eins soweit war, dass es uns hätte helfen können, nahm es der liebe Gott zu sich.“

Ein tiefer Seufzer unterbrach die Worte des Alten; es wurde ihm schwer, davon zu erzählen. „Vater, wie habt Ihr das überleben können? Ich könnte es nicht überleben!“ meinte Adam und richtete sich auf.

„Nicht überleben? Oh mein Sohn, der Mensch muss nach dem Willen Gottes alles überleben. Als mein ältester Sohn im Sterben lag, da murrte ich gegen Gott, dass er ihn mir nehme. Wir ließen für ihn in den Kirchen beten, riefen den Arzt, taten alles, was uns geraten wurde – alles umsonst. Uns war er lieb, Gott noch lieber; er nahm ihn.

Und so nahm er auch die übrigen Kinder. Als Ondrischko von seiner Arbeit krank heimkehrte, wusste ich, es gibt keine Hilfe für ihn. ‚Vater‘, sagte er, ‚was denkt Ihr, werde ich davonkommen?‘

Mir war das Herz schwer, und ich dachte: Warum sollte ich es ihm verheimlichen? Er geht nicht in die Fremde, sondern zu Gott, der ihn uns geschenkt hatte.

‚Kaum, mein Sohn‘, sagte ich. Er warf sich mir um den Hals und weinte.

‚Weine nicht, Ondrischko. Weißt du, was der Sohn Gottes sagt: Wer an mich glaubt, hat das ewige Leben.‘

‚Ich weiß, Vater, ich weine auch nicht über mich, nur über Euch. Wer wird Euch und Anitschka versorgen, wenn wir euch alle verlassen haben?‘

‚Der Herr wird uns versorgen, mein lieber Sohn!‘

Nun sieh, er hat wirklich Anitschka und mich versorgt. Meine Söhne nahm er zu sich, und dich hat er uns dafür gegeben. Alles, was Gott tut, ist wohlgetan. Wenn wir ihn auch nicht verstehen, er versteht uns.“

„Gott soll mich bewahren, dass ich das durchmachen müsste, was Ihr durchgemacht habt!“

„Du würdest es nach und nach auch können, wenn es Gottes Wille wäre.“

„Ich glaube nicht, dass sich der Mensch an das Unglück gewöhnen kann.“

„Unglück? Mein Sohn, das, was ich mit meiner Susanka durchgemacht habe, war kein Unglück.“

„Das war kein Unglück?“

„Nein, Armut und Arbeit bei zufriedenem Sinn ist nicht so schlimm, wie die Leute meinen. Und dass uns die Kinder gestorben sind? Sie waren ja brav, achteten uns, halfen uns, wie und solange sie konnten; sie vergalten uns die elterliche Liebe, und jedes lebte nach dem Willen Gottes. Das ist kein Unglück.

Ich kenne Väter, die ihre Kinder weder für Gott noch für sich, sondern für die Welt erzogen haben. Das ist ein Unglück, wenn sich der Sohn seines Vaters schämt oder wenn er seinen Eltern Schande gemacht hat. Ich habe manche gekannt, die der Hochmut gefangen nahm. Sie wollten aus ihren Kindern Herren machen. Es gelang ih-

nen auch; aber du dürftest solch einen Sohn nicht fragen, wo sein Vater wohnt.“

Die Worte des Vaters gaben Adam einen Stich; er sprang auf, lehnte sich an den Baum und sagte langsam: „Es ist doch nichts Schlimmes, wenn ein Vater dafür sorgt, dass es seinem Sohn besser geht, als es ihm gegangen ist!“

„Das nicht, mein Sohn; es gab genug Pfarrer und verschiedene Herren, die aus dem Bauernstand kamen. Ich sprach nur über die Ungeratenen. Wer es kann und wer es sich wünscht, dass es seinen Söhnen besser gehen möge als ihm, und wer es sich getraut, einen Sohn zu haben und ihn nicht für sich zu haben, der tut wohl daran, wenn er ihn in die Schulen schickt. Nur das eine ist schlimm: Die Eltern schicken ihre Söhne in die Schulen und wollen sie doch für sich haben.“

„Sie bleiben ihnen doch, auch wenn sie irgendwo anders ansässig werden.“

„Ja, aber je gelehrter der Sohn sein wird, desto ungelehrter wirst du erscheinen. Er wird andere Sprachen und fremde Gewohnheiten lernen. Er wird nicht mehr mit dir und deinem Gesinde aus einer Schüssel essen mögen. Für ihn passt das nicht mehr, denn er ist nicht mehr von deinem Stand. Er hat andere Sorgen als du. Ihr könnt einander nicht mehr eure Not klagen. Wenn er irgendwo seine Wohnung aufschlägt, muss er gleich drei möblierte Zimmer haben, du wohnst mit der Familie in einem.

Ich denke immer so: Wer seinen Sohn in die Schulen schickt, tut vielleicht den Leuten etwas Gutes, denn wir brauchen kluge und gelehrte Männer; aber für ihn ist der Sohn wie begraben.“

„Nun, Ihr habt es mir aber gegeben, Vater! Auch ich dachte, den Janitschko in die Schulen zu schicken, wenn er groß sein wird.“

„Janitschko?“ Krischko erschrak. „Tu es, wie du meinst, mein Sohn, aber hüte dich vor dem Hochmut und denke nicht, dass er glücklicher sein wird, wenn er ein Herr ist!“

„Er wird nicht so jedem gehorchen müssen wie wir.“

Krischko schüttelte den Kopf. „Das ist nicht wahr, mein Sohn. Du tust deine Arbeit, lieferst sie ab, wem sie gehört, und bekommst deinen Lohn; du bezahlst die Steuern und hast Frieden; niemand kann dir dann befehlen außer Gott. Du lebst, wie du weißt und kannst; aber so ein Herr muss sich nach allen Seiten umschauen. In den Schulen muss er sich plagen, und wenn er fertig ist, weiß er nicht, was anfangen. Vielen muss er gehorchen, um nur eine Stelle zu bekommen und leben zu können.“

Adam musste auf dem Heimweg viel über die Worte des Vaters nachdenken. Es widerstrebte ihm plötzlich, dass sein Söhnchen sich so in den Schulen plagen sollte und dann noch wer weiß wen ums Brot bitten müsste. Nein, er soll sich von Kindheit an gewöhnen, es sich hart zu verdienen, und glücklicher als sie brauchte er nicht zu sein.

Sie hielten sich nicht mehr lange auf. Die Sonne ging unter, und sie hatten noch ein gutes Stück Weges. Adam konnte es leicht zurücklegen, der Vater aber war seit einiger Zeit schwach auf den Füßen.

„Ach, wie schön die Welt ist!“ sagte Adam. Er schaute über die Äcker, Wiesen und Wälder bis zum Dorf. „Man kann es fast nicht glauben, dass noch vor kurzer Zeit alles kahl dastand.“

„Siehst du, mein Sohn“, freute sich Krischko, „und es gibt so viele Menschen, die nicht glauben, dass es jenseits des Grabes ein neues Leben gibt, obwohl doch der Sohn Gottes gesagt hat: ‚Und ich werde ihn am letzten Tag auferwecken!‘ Sie wollen nicht glauben, dass, wenn der Mensch zu Staub wird, er dennoch neu weiterleben kann.“

„Noch vor kurzem glaubte auch ich nicht daran“, sagte Adam nachdenklich; „auch jetzt weiß ich noch nicht, wie es sein könnte. Vater, habt Ihr nie gezweifelt?“

„Gewiss habe ich auch gezweifelt, mein Sohn; denn auch ich wollte das verstehen, was nur Gott versteht. Aber als mir der Herr ein Kind nach dem anderen nahm, da fiel es dem verwundeten Herzen leicht, zu glauben, dass sie nicht für immer verloren seien; dass ich sie noch einmal sehen würde und dass sie mit mir sprechen würden wie früher. So lehrte mich Gott glauben. Darum sage ich: Was Gott tut, das ist wohlgetan! Aber nun, Adam, werde ich langsamer gehen. Beeile dich, dass du zu Anitschka kommst; es ist ihr einsam zumute ohne uns.“

Adam gehorchte dem Vater wie immer, aber hätte er sich umgeschaut und gesehen, wie mühsam der Vater sich weiterschleppte, er wäre gewiss zu ihm zurückgekehrt.

Krischko kam zu einem wilden Birnbaum, der allein im Feld stand, setzte sich auf den Grenzstein und stützte seinen Kopf in die Hand. Er fühlte es an seinem Körper, dass er mit Hiob sagen konnte: Ich gehe den Weg, den ich nicht wiederkommen werde.

Krischko stand auf und ging langsam zum Dorf. Es tat ihm leid, die guten Kinder verlassen und ihnen Schmerz bereiten zu müssen; aber wer ginge nicht gern heim zu dem guten Vater, der ihn das ganze Leben hindurch mit allem versorgt hat, der alles vergeben hat und der die Menschen so geliebt hat, dass er seinen geliebten Sohn für sie geopfert hat? Wer wollte nicht gern Jesus sehen, das Lamm, das der Welt Sünde trägt? Der Greis nahm seinen Hut ab und sprach leise:

Christus, der ist mein Leben
und Sterben mein Gewinn;
dem hab ich mich ergeben,
mit Freud fahr’ ich dahin.

Die schwachen Augen des Alten schweiften über die Berge hin auf den vom Abendrot übergossenen Himmel.

Mit Freud fahr ich von dannen
zu Christ, dem Bruder mein,
dass ich zu ihm mög' kommen
und ewig bei ihm sein.
Ich hab nun überwunden
Kreuz, Leiden, Angst und Not;
durch seine heil'gen Wunden
bin ich versöhnt mit Gott.

Wie er hinblickte, wurde sein Gesicht immer heiterer. Er redete laut, als spräche er mit jemandem:

Wenn meine Kräfte brechen,
mein Atem geht schwer aus,
und kann kein Wort mehr sprechen,
Herr, nimm mein Seufzen auf!
Wenn mein Herz und Gedanken
vergehn als wie ein Licht,
das hin und her tut wanken,
wenn ihm das Öl gebricht –
als dann fein sanft und stille,
Herr, lass mich schlafen ein
nach deinem Rat und Willen,
wenn kommt mein Stündelein!
An dir lass, gleich den Reben,
mich bleiben allezeit
und ewig bei dir leben
in Himmelswonn und Freud!

Im Dorf begannen die Abendglocken zu läuten. Adam und Anitschka gingen dem Vater entgegen, weil er so lange nicht kam. Sie trugen ihn fast nach Hause und legten ihn erschrocken ins Bett. Sie tröste-

ten sich, dass er bis zum anderen Morgen ausgeruht haben würde, aber umsonst.

In der Frühe wollte Krischko aufstehen, aber er konnte es nicht.

„Meine Kinder“, sprach er liebevoll, „geht nur eurer Arbeit nach, ich bleibe nun eben liegen.“

Sie folgten bereitwillig, kamen aber alle Augenblicke, nach ihm zu sehen, ob er nichts brauche. So ging es bis zum Mittwoch.

Am Mittwoch kam die alte Matejak. Sie saß eine Weile bei dem Kranken und sagte dann zu Adam: „Mein Sohn, der Anitschka wollte ich es nicht sagen, aber dir sage ich es: Bereitet euch vor, der Vater wird es nicht mehr lange machen.“

Adam warf das Eisen hin und schaute die Frau wie betäubt an. Er erwiderte kein Wort, sondern lief zum Schwiegervater: „Vater, sagt mir die Wahrheit, was schmerzt Euch, wo? Der Matejak habt Ihr geklagt und uns sagt Ihr nichts.“

„Ich habe nicht geklagt, mein Sohn, und warum bist du so erschrocken? Ich bin ja schon ein alter Mann und habe lange genug bei euch gewohnt. Lasst mich nun zu den anderen gehen, die mir schon vorangegangen sind!“

„Nein, Vater, Ihr seid ja nicht so krank, es gibt schwerere Fälle. Ich hole den Arzt, er ist gerade vorbeigefahren ins Schloss.“

„Geh nicht, mein Sohn, mach dir keine Unkosten!“

Vergeblich wehrte der Vater; Anitschka kam dazu, erfuhr, worum es sich handelte, und brachte ihrem Mann die Kleider.

Krischko sah, wie die Kinder um ihn trauerten; aber wie sollte er nicht folgen, wenn Gott ihn rief?

Adam eilte so sehr, dass er gar nicht wusste, wie er sich plötzlich im herrschaftlichen Garten befand. Nicht weit vom Schloss musste er stehenbleiben. Unter einem breiten Ahornbaum erblickte er einen Kinderwagen und darin ein kleines Kind, das sich, auf beide Händchen gestützt, aufrichtete. Adam dachte gleich an Janitschko.

„Für den wäre solch ein Wagen gut, aber allein würde ich ihn nicht drin lassen! Wenn es dem Kindchen gelingt, aufzustehen, so fällt es kopfüber heraus.“ Da verwickelte sich der Kleine mit einem Füßchen und verzog das Mäulchen zu bitterlichem Weinen.

Der junge Schmied konnte sich nicht versagen, dem Kind zu helfen. Es guckte ihn mit seinen dunklen Augen an und lächelte. Der junge Schmied nahm es auf den Arm, ordnete ihm die Kissen im Wagen und erzählte ihm dabei wie seinem Janitschko.

„Was macht Ihr mit meinem Kind?“ fuhr ihn da jemand hinter seinem Rücken an. Adam wandte sich um und sah einen stattlichen Herrn mit ernstem Gesicht vor sich. Er wusste jetzt gleich, wessen Kind er im Arm hielt. Er grüßte und sagte gerade heraus: „Warum lassen Sie es allein, mein Herr? Wenn ich nicht gekommen wäre, so wäre das Kind aus dem Wagen gefallen.“

„Allein?“ Der Herr sah erst jetzt, dass weit und breit keine Menschenseele zu sehen war. „Sie haben ihn allein gelassen“, murmelte er, „und ich habe gelesen und gedacht, er schläft.“

Der Kleine ließ sich in den Wagen setzen, nahm die Gummipuppe aus Adams Hand und lachte ihn an. Der Vater, erfreut durch sein Lachen, redete ihm zu.

„Seid Ihr verheiratet?“ Mit diesen Worten wandte sich der Herr wieder zu Adam.

„Ja.“

„Und habt Ihr ein Kind?“

„Ja, wir haben einen Jungen, nur wenig älter als der Ihre.“

Das ernste Gesicht des Mannes erhellte sich. „Kommt Ihr zu mir?“ fragte er schon freundlicher.

Adam wurde traurig; der Vater fiel ihm ein. Er erzählte, warum er gekommen sei.

„So, Ihr seid mein Schmied Dubravsky; nun, der Doktor ist hier, ich werde ihn schicken. Ich wusste gar nicht, dass Ihr noch einen Vater habt.“

„Es ist mein Schwiegervater“, erwiderte Adam. Er dankte dem Herrn und sagte, dass er nach Hause eilen müsse. Er konnte jedoch nicht weggehen, ohne von dem Kleinen Abschied zu nehmen.

„Der gnädige Gott möge ihn segnen und erhalten!“ wünschte der Schmied und ging.

Nachdenklich schaute der Herr ihm nach. Es war lange her, dass er noch an Gott geglaubt hatte. Der hübsche, junge Schmied und sein offenes Wesen gefielen ihm. Gern hätte er länger mit ihm geredet, denn selten findet man in der Welt einen Menschen, dem man es so an den Augen absehen kann, dass er einen nicht betrügen will.

Der Arzt holte Adam mit dem Wagen ein; der Schmied musste einsteigen, so kamen sie rascher hin.

Der Arzt war noch jung.

„Was fehlt Eurem Alten?“ fragte er. Adam schaute ihn an. So hatte noch niemand den Vater genannt. „Ich weiß nicht“, antwortete er und erzählte, wie sie am Sonntag im Feld umhergegangen wären und dass der Vater seitdem liegen müsse.

„Und ist er Euer Vater?“

„Mein Schwiegervater, Herr Doktor.“

„Und Ihr habt große Sorge um ihn? Das muss ein außergewöhnlicher Schwiegervater sein! Denkt Ihr, von ihm viel Geld zu bekommen?“

Wenn Adam sich nicht etwas zurückgehalten hätte, wäre er gleich vom Wagen gesprungen, so zuwider war es ihm, dass dieser Mensch in sein Haus kommen sollte. Er gab ihm keine Antwort.

Der Arzt zündete sich eine Zigarre an, die andere bot er dem jungen Schmied an und sagte: „Zündet Euch auch eine an!“

„Ich danke, ich rauche nicht.“

„Nicht? Und warum?“

„Schwer wird das Geld verdient; wozu sollte man es da in die Luft blasen?“'

„Ein guter Gedanke. Aber vielleicht erlaubt es Euch der Alte nicht, und die Frau würde Euch auf den Kopf steigen?“

Das war Adam zu viel. „Herr Doktor!“ fing er an – da stand der Wagen vor der Schmiede. Adam bezwang sich und führte den Arzt zum Vater. Er selber musste in die Schmiede gehen, um Arbeit in Empfang zu nehmen. Mit dem Arzt traf er erst im Hof wieder zusammen.

„Schickt den Lehrling mit mir, er wird eine Arznei bringen. Alle zwei Stunden einen Löffel voll, das ist nur zur Erleichterung und für den Schlaf“

„Und was fehlt dem Vater?“

„Es ist ein abgearbeiteter Mensch. Schmerzen hat er ja nicht, er wird ruhig einschlafen. Bereitet Euch auf alles vor!“

„Wie hat er mir das gesagt“, dachte Adam, „so jung und hat dabei ein Herz aus Stein.“

Er verstand jetzt die Worte des Vaters: „Je gelehrter er sein wird, desto ungelehrter wirst du sein.“ Mit den Herren würde er nicht so reden, aber von uns denkt er, wir seien von Holz. Es war doch wahr, dass die, welche die Schulen besucht haben, einen Menschen wie ihn nicht achteten.

Der Lehrling brachte die Arznei, Krischko wollte sie aber nicht einnehmen.

„Wenn ich es einnehme“, sagte er, „bin ich wie betäubt; Kinder, lasst mich bei klarem Verstand sterben.“

So ließen sie ihn in Ruhe.

Krischko ordnete seine Sachen und versöhnte sich noch einmal mit Gott und den Menschen.

Es war am Freitagabend, da bat er die Kinder und die Frauen, die zu ihm kamen, dass sie ihm singen möchten: „Meinen Jesus lass ich nicht!“ und: „Was Gott tut, das ist wohlgetan!“

Dann wünschte er, dass Adam ihm aus dem Andachtsbuch einen Abschnitt vorlese. Für den heutigen Tag lautete der Text: „Wir er-

warten aber einen neuen Himmel und eine neue Erde, nach seiner Verheißung, in denen Gerechtigkeit wohnt.“

Er betete mit seinen Kindern und dankte ihnen für ihre Liebe. Er ermahnte jeden besonders, er solle in der Liebe bleiben und Gott nicht verlassen. Er segnete sie alle, auch Tomas und den Lehrling.

Dann wollte er etwas schlafen. Und bald schlief er friedlich ein.

Anitschka und Adam bereiteten dem Vater ein Begräbnis, so gut sie es vermochten. Wer nur konnte, nahm daran teil.

Der alte Krischko hatte zur Ehre Gottes in der Welt gelebt. Er hatte Gott und den Menschen gedient und ging nun dorthin, wo jeder seinen Lohn empfängt.

„Weine nicht!“ sagte Adam zu seiner Frau, als sie in das leere Haus zurückgekehrt waren, „dem Vater geht es auf ewig wohl; auch wir werden einmal zu ihm gehen. Und wir haben uns ja noch und haben Janitschko.“

Kapitel 4

Den Winter hindurch las Adam viel im Worte Gottes. Je tiefer er sich hineinversenkte, desto deutlicher erkannte er, dass es Gott so, wie die Menschen lebten, nicht gefallen konnte.

Sie gingen in die Kirche und hörten zu, handelten aber nicht danach.

Oft dachte Adam: „Gott sieht das alles, hört alles. Wie kann er nur so zuschauen?“

In diesem Winter kamen die Frauen nicht zum Spinnen zu den Schmiedsleuten, daher kamen auch die Männer nicht. Krischko war nicht mehr da, und dass Adam sie ermahnte, sie sollten nicht schwören, nicht hässliche Reden führen, den Namen Gottes nicht mißbrauchen, das gefiel keinem. Er war jung; so wurden sie böse darüber, dass er sie belehren wollte.

Dazu sagten die Frauen, Anitschka sei stolz, weil sie nirgends hingehe, weder in der Woche noch am Sonntag. Sie sitze nur immer bei ihrem Mann und pflege das Kind. So war es aber nicht. Anitschka hatte viel Arbeit im Haus und Stall, im Garten und auf dem Feld.

Tomas ging ihr willig zur Hand, was er konnte, das nahm er ihr ab. Er lebte mit ihnen wie ein jüngerer Bruder. Im Winter beendete Anitschka mit ihm den Schreib- und Leseunterricht, den der Vater im vorigen Winter angefangen hatte. Er war ihr dafür sehr dankbar.

Wenn Anitschka mit der Arbeit fertig war, war sie froh, mit ihrem Mann reden zu können. Am Sonntag gingen sie zusammen aufs Feld, im Winter saßen sie mit Tomas und dem Lehrling beim warmen Ofen.

Die Frauen beneideten Anitschka, weil sie so in Frieden mit ihrem Mann lebte. Sie verabredeten sich untereinander und schickten die alte Müllerin hin, um sie auszukundschaften.

Sie fand Anitschka beim Melken, während Tomas das Futter zubereitete. Er erzählte ihr gerade vergnügt etwas, und sie lächelte ihn

freundlich an. Tomas lobte seine Herrin, dass sie ihm im Winter wieder ein Tuch gekauft und vom Jahrmarkt für ihn einen Hut mitgebracht habe. Was er nur Gutes von ihr wusste, erwähnte er, auch dass sie ihn lesen gelehrt habe.

Bald gab es viel Geschwätz im Dorf. Die Leute schimpften über Adam, dass er so dumm sei und seiner Frau einen Liebhaber im Haus halte; Anitschka verleumdeten sie übel. „So heilig will sie sein, und nun ist sie so eine!“

Endlich kam es auch Adam zu Ohren, und nie hätte der Böttcher Lany gedacht, dass Adam so stark wäre. Er wusste kaum wie, so flog er aus der Schmiede heraus. „Du willst in mein Haus kommen und meine Frau beschimpfen?“ rief ihm Adam nach. „Nie mehr will ich dich hier sehen!“

Lany hätte den Schmied verklagen mögen, aber er hatte keinen Zeugen. Jedenfalls würde er nicht ein zweites Mal zu Adam gehen, ihn zu ermahnen, dass er auf seine Frau besser achthaben solle.

Adam warf den Hammer und das Eisen hin, nahm den Hut und ging hinaus aufs Feld. Er konnte sich nicht beherrschen, so erzürnt war er. Er selber wusste am besten, was für eine treue, gute Frau er an seiner Anitschka hatte und dass man nicht so bald ihresgleichen finden könnte. Und nun sprach man im ganzen Dorf hässlich über sie, weil sie sich eines armen Menschen angenommen hatte und ihn wie einen eigenen Bruder versorgte. Wenn sie noch über ihn etwas gesagt hätten, so hätte er es ihnen leichter verzeihen können; aber über sie!

„Aber“, dachte Adam, nachdem er sich etwas beruhigt hatte, „damit die Leute Anitschka nicht unrecht tun, sollte ich vielleicht doch den Tomas wegschicken? Er ist jetzt mit Kleidern versehen, das Handwerk hat er tüchtig gelernt, jeder Schmied wird ihn nehmen und gut bezahlen.“

Er dachte dabei nicht daran, dass, wenn er Tomas gehen ließe, er die Leute in ihrer Meinung nur bestärken würde, als hätte er ihn schuldig befunden und deshalb fortgejagt.

Er ging geradeaus in den Hof hinein. Tomas warf das Stroh vom Boden herab. Adam betrachtete ihn. Wie er sich gemacht hatte, seitdem er bei ihnen war, was für ein hübscher junger Mann aus ihm geworden war!

Anitschka kam gerade aus dem Stall heraus und breitete ein Leintuch auf die Erde aus.

„Wirf mir etwas Futter herab, Tomas!“ rief sie hinauf.

Adam ging ein Stich durchs Herz. Er schaute sie beide eine Weile an, dann wandte er sich um, und ohne ein Wort zu sagen, ging er in die Kammer des Schwiegervaters.

Dort legte er den Kopf auf den Tisch, und am liebsten hätte er über sich selbst geweint. Was für ein schrecklicher Gedanke überkam ihn!

„Anitschka ist so hübsch, sie gefällt mir, warum könnte sie nicht auch ihm gefallen?“ dachte er.

„Wenn er auch ein Landstreicher und Bettler war und er erst bei uns ein ordentlicher Mensch wurde, so hat er doch ebenso ein Herz wie ich. Aber sie ist meine Frau. Am liebsten möchte ich ihn vom Heuboden herunterwerfen.“

Adam fühlte, dass er wirklich imstande wäre, es zu tun. Jetzt tat es ihm leid. Er schämte sich bei dem Gedanken, dass der Herr Jesus die Unschuld des Tomas gesehen, aber auch wie er dem Tomas im Herzen verdächtigt hatte und dass er ihn am liebsten umgebracht hätte.

Eine schwere Last legte sich auf seine Seele. Er konnte sich kaum so weit überwinden, dass sie es beim Abendessen nicht merkten.

Nach dem Abendessen ging er in die Schmiede. Er fing an zu hämmern; die Funken flogen auseinander, die Flamme erhellte die

geschwärzten Wände und beleuchtete auch das traurige Gesicht des jungen Schmiedes.

Tomas kam herein; er schaute verwundert den Meister an und konnte sich nicht enthalten zu fragen:

„Onkel, was fehlt Euch?“

Adam fuhr zusammen und ließ das Eisen in der Flamme.

„Bist du hier, Tomas? Ich wollte dich fragen“, sprach er langsam, „wann du gedenkst, von uns fortzugehen?“ „Von Euch?“ Tomas’ Herz drohte vor Schreck stillzustehen; „und warum sollte ich von Euch fortgehen?“

„Du bist nicht mein Geselle, Lohn geben kann ich dir nicht“, sagte Adam freundlich, schaute dabei aber Tomas nicht an. „Bei mir wirst du nichts übrighalten. Ich weiß, der Schmied in unserem Dorf nähme dich gleich, wenn ich ihm schriebe; es ginge dir dort gut. Du musst bald an deine Zukunft denken.“

„Was habe ich Euch getan, Onkel, dass Ihr mich fortschicken wollt? Gehorche ich Euch nicht genug? Wenn Ihr etwas Verkehrtes bei mir entdeckt habt, so bestraft mich, schickt mich aber nur nicht fort von Euch! Ehe ich zu Euch kam, war ich kein ordentlicher Mensch. Alles, was ich kann, habt nur Ihr mich gelehrt. Lieber will ich bei Euch das trockene Brot essen als irgendwo anders Fleisch. Kleider habe ich ja jetzt; auch solche von dem verstorbenen Onkel habt Ihr mir gegeben, die werde ich mir ausbessern; Ihr braucht mir für lange Zeit nichts zu geben, schickt mich nur nicht fort von Euch!“ bat der arme Tomas. Tränen der Angst stürzten ihm aus den Augen; er schaute auf den schweigenden Meister.

„Ach, was habe ich Euch nur getan, dass Ihr mich aus dem Haus schicken wollt?“ Adam blickte auf den Jammernden und seufzte tief auf.

„Du nichts, aber ich!“ hätte er am liebsten sagen mögen. Er sah schon, Tomas war ganz unschuldig. Die Leute taten ihm unrecht und er auch. „Ich sagte dir schon, du wirst bei uns nichts ansparen, denn

ich kann dir außer Kost und Kleidern nichts geben“, antwortete er ernst; „aber wenn du damit zufrieden bist und nicht fort willst, so kannst du bleiben.“

„Guter Onkel!“

Tomas’ Dank brannte Adam auf der Seele. Es schmerzte ihn so sehr, dass er es weder ihm noch Anitschka bekennen konnte. Ihnen nicht, aber Gott. In derselben Nacht fühlte er zum ersten Mal, wie es einem Sünder zumute sein mag, wenn er vor dem Gericht Gottes steht und um Gnade fleht, aber auch, was einer empfindet, wenn Gott ihm vergeben hat, wenn das Blut Jesu Christi alle Sünden abgewaschen hat.

Von dem Tag an kümmerte es Adam nicht mehr, was die Leute sagen würden. Er lebte, wie es Gott von ihm verlangte, denn er wusste, wenn je wieder eine solche Not über ihn käme, dass ihm kein Mensch helfen könnte.

Tomas blieb in der Schmiede. Sie versorgten ihn wie einen jüngeren Bruder. Die Leute hörten auf zu klatschen. So wie sie geredet hatten, mussten sie auch wieder aufhören.

Sie merkten es langsam, dass Adam seit einiger Zeit zu jedem freundlicher geworden war, er kam ihnen viel herzlicher vor. Jedem gab er ein freundliches Wort. Niemand konnte sich mehr bei ihm über Stolz beklagen.

Er ermahnte und strafte die Leute nicht mehr, aber wenn er je den Sohn Gottes erwähnte, so leuchteten seine Augen vor Freude. Die Leute holten nicht nur ihre Gegenstände in der Schmiede ab, sondern auch Belehrung.

Einmal begegnete er dem Lany. Der Böttcher blieb stehen und wartete, was Adam sagen würde. Er hatte schon einen Sack voll Schimpfworte bereit.

„Lany“, begann Adam, „wir sind das letzte Mal unschön auseinandergegangen. Du hast mir und meiner Frau sehr Unrecht getan,

aber ich hätte es dir verzeihen sollen, so wie ich jetzt verzeihe, und bitte, verzeihe mir auch!“

Das hatte Lany nicht erwartet. „Adam“, stotterte er, „ich habe es nicht so schlimm gemeint; aber du hast recht, es waren hässliche Reden, und wenn sich die alten Weiber nicht in alles mischten, gäbe es keine Sünde.“

Adam schüttelte den Kopf: „Die Sünde ist in uns. Man erkennt sie erst dann, wenn sie wie eine angezündete Scheune auflodert. Es ist nur gut, dass wir, wenn jemand sündigt, einen Fürsprecher haben bei Gott, Jesus Christus, den Gerechten.“

Beide Männer schüttelten sich die Hand. Die Welt würde es nicht erfahren, was zwischen ihnen vorgegangen war.

Kapitel 5

Ein schöner Sommertag ging zu Ende. Adam war gerade mit dem Beschlagen der Pferde fertig, er stand vor der Schmiede, und als die Fuhrleute fortgingen, schaute er ihnen nach.

„Adam, komm essen!“ rief Anitschka. „Tata papu![1]“ hörte man auch eine liebliche Kinderstimme. „Gleich, Janitschko!“

Er wandte sich schon, um hineinzugehen, da erhob sich auf der Landstraße eine Staubwolke, und vor der Schmiede hielt ein Wagen.

„Das eine Pferd hat ein Hufeisen verloren“, rief aus dem Wagen Herr Rudohorsky, „gut, dass Ihr draußen seid, beschlagt es mir gleich, ich bin eilig!“

Adam ging hinein, das Hufeisen zu holen – das übrige hatte er draußen; er bat, dass man die Pferde abschirren möge.

„Wir würden uns damit zu lange aufhalten; das eine Pferd lasst stehen!“ wehrte der Herr.

Adam sah, dass die Pferde jung und feurig waren, sie schnaubten und sprangen, sobald man sich ihnen näherte. Das eine ließ sich den Fuß nicht heben.

„Ich kann es so nicht beschlagen, wenn Sie es nicht ausspannen lassen.“

„Ihr müsst es so beschlagen, ich werde die Zügel halten; es wäre ein Spaß, wenn wir drei es nicht fertigbrächten.“

Adam brachte das Eisen, legte es an und schlug das Hufeisen fest; da flog plötzlich, vom Wind getrieben, ein Büschel Disteln vor die Pferde; diese wieherten, bäumten sich, das eine Pferd riss sich von dem Schmied los und stieß ihn zur Seite; die Deichsel stieß den Kutscher um, und die Pferde rannten in wildem Galopp davon. Bis zu einem Graben rasten die Pferde, zertrümmerten dort den Wa-

---

[1] Papa, essen!

gen, verloren den Herrn, rissen die Deichsel ab und stürmten dann in den Nimnitzer Park.

Neben der Schmiede raffte sich der Kutscher vom Boden auf und lief aus allen Kräften dem Wagen nach, konnte ihn aber nicht erreichen.

Er sah, wie die Pferde den Wagen zerschmetterten, und lief zu seinem Herrn. Der lag betäubt auf einem Steinhaufen, vom Kopf rann ihm Blut. Der Kutscher rief die Leute zu Hilfe, die in der Nähe Gras mähten.

Aus einer Leiter wurde rasch eine Tragbahre hergerichtet. So trugen sie den Herrn nach Haus. So große Eile hatte er gehabt, und jetzt wusste er nicht einmal, wie er zurückkehrte. Es war nur gut, dass die Ärzte gleich bei der Hand waren.

Er hatte die linke Hand gebrochen und am Kopf eine Wunde; auch sonst war er sehr zerschlagen. Er kam nur für einen Augenblick zu sich, und da schien es dem Doktor, als sagte er: „Nach dem Schmied schauen.“ Man schickte in die Stadt nach einer Pflegerin. Wenn der Herr auch genäse, so würde es doch lange dauern, bis er wieder aufkäme.

Die Frau Gräfin wurde von der Gräfin Z. mitgenommen, damit die Ärmste nicht auch krank werde. Der Arzt hatte es so verordnet; jeden Tag würde man ihr telegraphieren, wie es mit dem Herrn stünde.

Im Schloss wurde es still: Musik, Gesang und Tanz hörten auf. Aber auch an einem anderen Ort wurde es still und traurig.

Durch den großen Lärm erschreckt, lief Anitschka vor das Haus, sah noch die davonjagenden Pferde, sah den Kutscher laufen, und – im nächsten Augenblick wurde es vor ihren Augen dunkel. Nicht weit von der Schmiede lag ihr Adam.

„Adamko!“ schrie sie auf, hob den Kopf ihres Mannes auf und wischte ihm vom Gesicht den blutigen Staub ab.

Er öffnete die Augen. „Anitschka, was ist denn bloß geschehen?“

„Ich weiß nicht, Adamko; wenn du nur noch lebst! Blut rinnt dir vom Kopf, du musst dich angeschlagen haben!“

„Weine nicht, Anitschka!“ Adam wollte aufstehen, konnte aber nicht.

„Bitte, Anitschka, hol mir Wasser und ruf Tomas“, bat er.

Tomas kam schon ohne gerufen zu werden herbei, erschreckt durch den Schrei der Frau Meisterin. Sie trugen den Meister mit Hilfe des Lehrlings in die Stube.

Sie wuschen ihn und zogen ihn aus. Am Kopf hatte er eine Wunde und an der Seite schwarze Flecke.

Der Lehrling lief nach der alten Matejak. Noch ehe sie kam, bekam der Schmied einen Schüttelfrost. Er schickte Anitschka hinaus, sie möge ihm etwas Milch bringen.

„Tante“, sagte er zu der Frau, „ich beschlug dem Herrn Rudohorsky das Pferd. Er wollte nicht ausspannen lassen, die Pferde waren scheu, das eine stieß mich an den Kopf und hier in die Seite, es schwillt stark an; vor Schmerz bekam ich diesen Schüttelfrost. Verlasst meine Anitschka nicht; ich habe die Arme sehr erschreckt.“

„Mein Sohn, das ist eine schlimme Sache. Wir müssen dir Kräuter auflegen; ich will gleich welche holen.“

Die Frau brachte die Kräuter und legte sie auf. Aber als bis zum anderen Morgen die Seite noch mehr anschwoll und schwarz wurde, riet sie, man solle den Arzt holen.

Adam wollte anfangs nicht, Anitschka musste ihn lange bitten. „Adamko, dir muss es sehr schlecht ergehen“, sorgte sie sich.

Er streichelte ihr das Gesicht. „Weißt du, Anitschka, was der Vater immer zu sagen pflegte? ‚Was Gott tut, das ist wohlgetan; wenn wir Gott auch nicht immer verstehen, so versteht er uns doch immer.‘ So war mir diese Krankheit auch nötig, und dir die Plage mit mir, damit wir zeigen, ob wir ihm treu bleiben wollen, auch in bösen Stunden.“

„Wenn es doch lieber über mich gekommen wäre; alles möchte ich gerne ertragen, wenn du nur nicht solche Schmerzen hättest!“ sagte sie schluchzend.

„Das wäre für uns noch schlimmer; was sollten wir ohne die Hausfrau anfangen? Erinnerst du dich noch an damals, als Janitschko geboren wurde? Gottlob, dauerte es nur einige Tage, und da war der Vater hier – doch konnten wir uns kaum helfen. Wenn mir der Herr aufhilft, werden wir desto größere Freude haben.“

Der Arzt kam. Heute machte er keine Späße, er untersuchte den Schmied. Anitschka musste ihm erzählen, wie die Sache geschehen war, denn Adam fühlte sich zu schwach dazu.

„Und zürnt Ihr nicht dem Herrn Rudohorsky, dass er Euch wegen seiner Laune so zugerichtet hat?“ fragte der Doktor.

Adam öffnete die Augen: „Nein, vergebt, und es wird euch vergeben werden!“

„Nun, Ihr braucht ihm auch nicht zu zürnen, denn Euch hat er wehgetan, sich selbst aber fast erschlagen.“ Adam und Anitschka erfuhren nun alles.

„Der arme Herr Rudohorsky!“ seufzte Adam.

„Und die Frau Gräfin ist fortgegangen?“ rief Anitschka aus und schlug die Hände zusammen.

„Sie musste; wir schickten sie fort, damit sie nicht auch krank würde.“

„Ach, mich könnten sie lebendig von hier nicht fortbringen; und wenn ich so krank wäre, dass ich nicht gehen könnte, auf den Knien würde ich zu Adam kommen.“

Der Arzt schaute Anitschka mit freundlichem Blick an. Er hielt sich lange auf bei den Schmiedsleuten und unterwies Anitschka und Tomas, wie sie die Umschläge machen sollten, wie sie den Kranken heben und ihm die Kissen richten sollten. Adam bat ihn im Geist um Verzeihung, er hatte ihm damals in Gedanken doch Unrecht getan.

Als der Arzt fortging und Anitschka ihn hinausbegleitete und ihn ängstlich fragte, was er von Adam denke, runzelte er die Stirn.

„Wenn Ihr ihn Tag und Nacht gut pflegt, wird er durchkommen. Aber Ihr müsst wissen, dass es lange dauern wird, denn er ist schwer verletzt. Ich werde morgen wiederkommen! Schaut mich nicht so erschrocken an und weint nicht vor ihm. Macht ihm keine Sorgen, denn er hat genug mit sich selbst zu tun. Ein anderer an seiner Stelle würde vor Schmerzen schreien.“

Der Arzt war schon eine Weile fort, und Anitschka hörte noch immer die entsetzlichen Worte.

„Man muss manchmal auch auf sein eigenes Herz treten“, pflegte der Vater zu sagen. Das wollte sie nun tun. Sie wollte Adam seine Schmerzen tragen helfen, er würde sie nicht weinen sehen. Wovon sie leben würden, wenn Adam nichts verdiente, daran dachte Anitschka gar nicht.

Nun, sie pflegte ihren Mann so gut, dass sich der Doktor verwunderte, woher eine Bäuerin das habe. Ob Tag oder Nacht, so oft er sie rief, war sie da. Wenn sie fortgehen musste, schickte sie den Lehrling neben das Bett oder Tomas.

Die ersten Tage war Frau Matejak da. Dann erkrankte deren Tochter, sie musste zu ihr, und Anitschka blieb allein.

Wenn in der Nacht Adam so schmerzlich stöhnte, da warf sie sich auf die Knie und weinte zum Herzbrechen.

Schon verstand sie, was der Apostel Paulus sagt: „Betet ohne Unterlass!“ Denn wo sie auch ging und stand, überall bat sie um seine Genesung.

Die ersten Tage schien es zwar, sie werde ihn nicht heraus flehen. Der Arzt selbst traute es sich und dem Kranken nicht zu. Dann aber wurde es Adam leichter, er hatte nicht mehr so große Schmerzen, auch der Appetit kehrte zurück; aber aufstehen konnte er gar nicht, die ganze Seite war wie gelähmt. Der Arzt sagte, es werde lange dauern, bis er würde gehen können.

Zwei Ärzte gingen im Schloss aus und ein, es wurde auch noch ein dritter gerufen, denn es zeigte sich, dass die gebrochene Hand nicht gut eingerichtet war, sie musste von neuem gerichtet werden. Herr Rudohorsky stand schreckliche Schmerzen aus.

Solange es sehr schlimm mit ihm stand, war seine Pflege leicht. Aber als das Ärgste überstanden und die Wunde am Kopf geheilt war, plagte den Herrn schrecklich die Langeweile. Er hatte niemanden, mit dem er hätte sprechen können.

Die Tage waren so entsetzlich lang. Wenn auch der eine oder der andere von den Ärzten eine Weile bei dem Kranken blieb, so verging damit doch wenig Zeit.

„Hätte der Herr eine Frau aus seinem Stand und in seinen Jahren“, sagten die Frauen im Hof, „so würde sie jetzt neben ihm sitzen, und alles wäre leichter für ihn. So plagt er sich hier allein, und sie soll sich bei der Gräfin Z. unterhalten, als ob gar nichts geschehen wäre.“

Zwar kam sie zweimal, ihn zu besuchen; einmal ließ sie der Herr rufen, das zweite Mal kam sie von selbst. Der Inspektor sagte, sie habe Geld gebraucht, sie wolle ins Bad und wäre gekommen, sich zu verabschieden.

Der Herr war schlechter Laune und wollte sie nicht fortlassen; ja man erzählte, er habe zu ihr gesagt: „Wenn du mich jetzt verlässt, dann brauchst du nicht mehr wiederzukommen.“ So blieb die Frau ein paar Tage im Schloss.

Eine Verwandte aus Mähren erfuhr von dem Unglück, das dem Herrn begegnet war; sie kam ihn besuchen. Als sie sah, dass er trotz seines Reichtums so verlassen war, wollte sie bleiben, um ihn zu pflegen. Sie war schon eine ältere Frau, trug eine bäuerliche Tracht und konnte nur Mährisch sprechen. Nie hatte sie mit Herrschaften

zu tun gehabt. Vielleicht hätte die Frau Gräfin nichts dagegen gehabt, dass die Verwandte ihren Mann gesund pflegte, wenn er sie dafür bezahlt hätte. Doch der Herr wollte, dass sie die Frau als Verwandte begrüßen und behandeln solle. Das war zu viel verlangt von ihr.

Sie sagte ihm, er solle nicht vergessen, dass sie eine Gräfin sei und gewöhnt, die Bauern nur als Diener zu gebrauchen. Er sagte ihr wieder, da hätte sie eben keinen Bauern heiraten sollen, sie habe ja gewusst, wen sie nähme. So gingen sie auseinander.

Der Herr wollte die Verwandte nicht wegschicken, die Frau Gräfin dagegen konnte mit ihr nicht unter einem Dach weilen. Sie schrieb ihrem Mann einen Brief und ging fort, und der Herr ließ sie nicht mehr holen. Als aber Frau Rudohorsky erfuhr, dass sie, ohne es zu wollen, unter den Eheleuten einen Zwist hervorgerufen hatte, bat sie den Herrn, er solle alles wieder gut machen.

Sie sagte zu ihm: „Du hättest sie nicht heiraten sollen, wenn sie nicht in deinen Stand passt. Ihr habt nicht aus Liebe geheiratet, darum seid ihr einander nicht zur Freude. Sie ist jung, unerfahren, und du bist schon in gesetztem Alter. Was sie freut, das freut dich nicht; was dich freut, das versteht sie nicht. Du hast deine Frau nicht für dich, sondern anderen zum Ergötzen. Du solltest mit ihr gut umgehen, denn du bist älter und solltest mehr Verstand haben. Sie wird sich in deinen Stand nicht hineinfinden, aber du musst dich in den ihren finden. Diese Herrschaften können bis heute noch nicht glauben, dass wir vor Gott gleich sind. Und so erziehen sie auch ihre Kinder. Deine Frau ist nicht schlecht, sie ist nur schlecht erzogen. Gib Acht, dass dein Söhnlein, wenn dir Gott helfen sollte, es zu erziehen, sich nicht seiner Väter schämt! Du hast gesündigt, als dich der Stolz gefangen nahm; jetzt musst du es tragen.“

Herr Rudohorsky antwortete nicht, aber er wurde blass wie die Wand. Er bat sie, zu ihrer Tochter heimzukehren, alles zu ordnen

und dann zu ihm zurückzukommen. Er wolle bis zu ihrem Tod für sie sorgen.

Sie wollte nicht darauf eingehen. „Ich werde gehen“, sagte sie, „aber nur nachsehen, was sie daheim machen, ich komme dann wieder zu dir, bis du gesund sein wirst und bis du dich mit deiner Frau aussöhnst. Deiner jungen Frau im Weg stehen will ich nicht, und Zwist zwischen euch tragen werde ich auch nicht.

Du wirst zwar wohl nie mehr glücklich werden, aber sorge dafür, dass wenigstens sie es wird und dass euch der Sohn wohl gerät!“

So kam Frau Rudohorsky zurück ins Schloss und übernahm die Pflege des Herrn. Anfangs lächelten die Ärzte nur. Aber als sie sahen, wie sie ihnen zur Hand ging und wie ihr der Herr gehorchte, da lobten sie die Frau. Der eine sagte: „Manchmal ist auch so eine alte Frau zu etwas gut.“

Als der Herr erfuhr, dass seine Frau sich doch anschickte, ins Bad zu reisen, schickte er den Wagen für seinen Sohn und ihr viel Geld zur Reise.

Kapitel 6

Es war nach dem Kathariner Jahrmarkt (24. November). Die Leute gingen an der stillen Schmiede vorbei; manch einer blieb stehen. Wie öde war es jetzt hier! Schon seit drei Wochen hatte man kein Eisen mehr klingen gehört, denn nachdem Tomas und der Lehrling die angefangene und leichtere Arbeit fertig gemacht und abgeliefert hatten, nahmen die Leute die übrige Arbeit nach Hause, da sie auf den kranken Schmied nicht warten konnten.

Anitschka hatte den Lehrling nach Hause geschickt. Arbeit war nicht da für ihn, und verköstigen konnte sie ihn nicht. Alles, was sie sich erspart hatten, ging in die Apotheke und zum Doktor.

Dreißig Gulden hatten sie zurückgelegt, um dafür eine zweite Kuh zu kaufen; davon nahm Anitschka nur, wenn es nötig war, um Adam etwas Besseres zu kochen. Sie sorgte auch dafür, dass Tomas sich satt essen konnte. Wovon sie selbst lebte, sagte sie niemandem.

Ja, was hätte sie ohne Tomas im Herbst anfangen sollen? Er machte die Feldarbeit und brachte alles in Ordnung; er versorgte die Kuh, brachte für den Winter so viel Holz, als er nur fahren konnte.

Wenn es daheim für ihn nichts zu tun gab, arbeitete er für andere Leute, und jeden Kreuzer brachte er Anitschka. Sie musste es von ihm annehmen. „Ihr werdet es mir ja zurückgeben, wenn der Onkel gesund sein wird!“

Auch Adam erlaubte Anitschka nicht nachzudenken, wovon und wie sie lebten und was weiter sein würde. „Gott wird uns nicht verlassen!“ War er traurig, so schlug sie vor, sie wollten zusammen ein Lied singen, oder sie sang allein.

Adam wusste nicht, wie er Gott genug danken sollte, dass er ihm solch eine gute Frau gegeben hatte. Wenn sie nur ins Zimmer trat – immer lächelnd, immer freundlich –, war ihm schon leichter.

Anitschka wiederum dankte dem himmlischen Vater, dass Adam so geduldig und gut war.

Aber es kam der letzte Gulden von den dreißig an die Reihe. Anitschka fröstelte fast. Sie kaufte davon für Adam Fleisch, für Janitschko Semmeln; dann musste sie Öl kaufen, da das Licht die ganzen Abende hindurch brannte. So ging es fort. Als der Abend kam, hatte sie von dem Gulden nur noch drei Kreuzer – dafür bekommt Janitschko zwei Semmeln –, aber was dann? Auf das Herz der jungen Frau fiel es wie eine Bergeslast.

Sie schaute sich in der Speisekammer um, was sie etwa verkaufen könnte, und entschloss sich endlich nach schwerem Kampf, die Hälfte des Getreides zu verkaufen; die andere Hälfte musste sie für Brot behalten. Aber kaum, dass sie es angefangen hatte, wanderte ein Sack voll nach dem anderen zum Händler; dann folgten die Kartoffeln.

Anitschka wusste nicht, warum sie so schwach war. Sie betete, Gott möge sie stärken; denn was sollten sie anfangen, wenn sie auch krank würde? Sie vergaß, dass sie schon wochenlang nichts Ordentliches mehr zu sich genommen hatte.

An einem Nachmittag verlangte Adam sehr nach einem Trunk guten Weines. Es schien ihm, dass es ihn stärken würde. Anitschka ging in die Speisekammer. Das Herz tat ihr weh, als sie sah, wie dort alles leer war! Sie hatte nur fünf Kreuzer, dafür bekam sie keinen Wein, und zu verkaufen gab es nichts mehr.

Sie fiel in der Kammer des Vaters auf die Knie. Es kam ihr vor, als hätte Gott sie verlassen. Solange Anitschka glauben konnte, dass Gott ihr helfen werde, hatte sie genug Kraft gehabt, selbst in Elend und Not getrost zu sein und auch Adam noch zu beglücken. Sobald ihr aber der Glaube schwand, hatte sie plötzlich keine Kraft mehr.

„Mein Vater, mein Vater! Wäre ich bei Euch unter der schwarzen Erde“, klagte sie laut, „denn was soll ich anfangen? Die Kuh kann ich nicht verkaufen, Adam würde sich darüber sehr ärgern. Was werde

ich nur machen? Gott hat uns verlassen. Wir haben keinen Kreuzer im Haus, haben nichts mehr zum Heizen, nichts zum Brotbacken; wie werde ich es nur Adam sagen?“

Draußen hörte sie ein Geräusch. Sie stand auf und lief hinaus. Zum ersten Mal ging sie auf Borg kaufen, nicht nur Wein, sondern alles, was nötig war.

Sie war froh, dass Adam heute Abend bald eingeschlafen war, sie hätte nicht mit ihm sprechen können.

Am folgenden Nachmittag brachte sie Janitschko in die Stube und sagte zu Adam: „Bitte, Adamko, sieh etwas auf ihn, ich bringe ihn zu dir ins Bett.“

„Gib ihn nur, Anitschka; hast du zu tun?“

„Ja, Adam, bleib ungefähr eine Stunde ohne mich, ich werde euch alles herrichten. Hier ist die Milch, wenn Janitschko verlangen sollte, hier das Wasser, die Bücher.“

Adam zog die Frau zu sich. „Du Liebe hast so viel Plage mit uns.“

Sie nahm schnell Abschied, damit er nicht die Tränen sähe, die ihr in die Augen traten.

Sie ging aus dem Haus, in ein Tuch gehüllt. Irgendetwas musste sie versuchen. Aber wohin gehen? Zum Nachdenken war keine Zeit.

So ging sie in das Haus des früheren Ortsrichters. Sie verwunderten sich sehr, als sie in die Stube trat. Man fragte sie aus, was sie herführe und wie es ihrem Mann gehe. Als sie ihnen aber sagte, dass sie gekommen sei, um Geld zu borgen, weil ihnen durch Adams lange Krankheit die Mittel ausgegangen seien, da schauten sie einander an.

Anitschka sah, dass sie ihr helfen konnten. Sie bat aus Liebe zu Adam noch einmal, aber – sie hatten kein Geld, konnten nicht borgen.

Sie schickten sie zum Tischler. Vom Tischler schickte man sie zum Gemeindevorsteher. Der war ein reicher Mann, der den Leuten

kleine Summen borgte; dort würde sie am ehesten eine Summe geliehen bekommen. Das war auch Anitschkas letzte Hoffnung.

Frau Trusik saß vor dem Spinnrad, ihre beiden Töchter rollten Wäsche am Tisch. Herr Trusik kramte in alten Papieren.

Alle fuhren fast auf vor Staunen. „Wohin soll man das aufschreiben, dass du zu uns kommst?“ sagte die Hausfrau. „Nun, nimm Platz, was bringst du Gutes?“

„Nichts bringe ich“, erwiderte Anitschka und dachte dabei an Adam, „lieber möchte ich von Euch etwas forttragen. Onkel, könnt Ihr mir nicht zwanzig Gulden borgen bis zum nächsten Monat?“

„So, so, du kommst Geld leihen, Anitschka?“ gab die Frau spitzig zur Antwort; „so sparst du für deinen Mann?“

Anitschka tat es weh, doch sie überwand sich. Sie erzählte noch einmal, wie sie das Geld hatte verbrauchen müssen.

„So ist es“, sagte die Frau, „solange die Leute gesund sind und arbeiten können, sind sie stolz und obenauf, aber wenn Krankheit kommt ... Das kommt davon, wenn man so eigensinnig ist und sich eine Frau nimmt, die einem nichts mitbringt und der man noch einen Diener halten muss! Meine Tochter, in der jetzigen Zeit ist das Geld nicht so leicht zu haben, dass man es jedem borgen könnte. Ihr werdet es zurückzahlen oder auch nicht. Wer weiß, ob Adam aufkommen wird; und du, meine Liebe, woher wirst du es zurückgeben? Wer weiß, ob deine paar Betten zehn Gulden wert sind? Die Hütte mit dem Acker lässt das Waisenamt nicht verkaufen, wenn die Waise da ist.“

„Sprecht nicht so!“ schrie Anitschka auf, „Adam lebt ja noch!“

„Lebt! Wird er denn jahrelang so liegen? Wenn er ordentlich geheiratet hätte, könnte jetzt die Frau das Ihrige verbrauchen. Aber so, wenn er noch lange liegen wird, werden sie ihm noch die Hütte verkaufen. Ja, von der Schönheit wird man nicht satt.“

Was die Frau noch weiter sagte, hörte Anitschka nicht mehr; sie ging ohne Gruß hinaus. Sie sah nicht einmal recht, wohin sie ging.

Also sie war schuld an dem Unglück! Hätte Adam Trusiks Eva geheiratet, wie es Frau Trusik gewünscht hatte, so brauchte er sich jetzt nicht mit Sorgen zu plagen. Und nun, wenn niemand borgen will, werden sie Adam auch das verkaufen, was er gehabt hat, ehe er sie geheiratet hatte – und sie war schuld daran!

Sie merkte es nicht, dass sie hinabging, auf die Mühle zu; die Füße zitterten ihr, sie musste ein wenig ausruhen.

Sie setzte sich auf einen Stein und schaute ins Wasser. Das Geräusch des einfließenden Wassers schläferte sie ein; sie hörte auf, nachzudenken. Eine Weile war ihr wohl, so wohl, dass sie nie mehr von hier hätte fortgehen mögen.

„Was machst du hier, Anitschka?“ rief von der anderen Seite der Müller. Er sprang über den Bach und stand vor ihr.

Sie raffte sich auf. „Ich war müde; ich gehe schon.“

„Und wie geht es Adam?“

„Fragt mich nicht! Gott hat uns verlassen; die Menschen wollen nicht helfen; so müssen wir umkommen.“ Sein Lebtag würde der Müller den traurigen Blick der jungen Frau nicht vergessen. Es ließ ihm keine Ruhe: „Ich werde abends hingehen und nachsehen, was mit ihnen ist. Wie sie das gesagt hat: ‚Gott hat uns verlassen!‘“

Anitschka kam später heim, als sie gedacht hatte. Sie ahnte nicht, was sie erwartete.

Adam hatte mit seinem Sohn gespielt, ihn gefüttert und ihm gesungen, als er anfing, nach der Mutter zu rufen. Das Kind legte sich hin, drückte das Gesichtchen an des Vaters Wange und schlummerte bald ein.

Auch Adam übermannte der Schlaf, so wohl war ihm, wenn das Kind neben ihm schlief.

Sie schliefen; plötzlich strampelte das Kind mit den Füßchen und weckte den Vater. Adam lächelte und dachte daran, wie es sein würde, wenn sein Sohn zu einem Mann herangewachsen wäre.

Dann begann er nachzudenken, wie Anitschka eigentlich so habe sparen können, dass sie bis heute ausgekommen war. Den Arzt und die Apotheke hatte er ja bezahlt. Er rechnete und rechnete, es ging gar nicht auf. Wenn sie nur bald käme; er würde sie fragen, wovon sie eigentlich lebten. „Ach Gott, mein treuer Gott! Errette mich aus dieser Pein! Hilf, dass ich nicht mehr so lange liegen muss, denn ich habe große Angst, was aus uns werden soll.“

„Aber“, tröstete sich Adam, „der himmlische Vater wacht ja geradeso über uns, wie ich hier über meinen Janitschko. Sagt er denn nicht: ‚Fürchte dich nicht, denn ich bin dein Gott; ich helfe dir!‘“

In der Krankheit hatte Adam so viel Zeit gehabt, das Wort Gottes zu lesen wie nie zuvor. Er hatte Gott besser kennen und ihm vertrauen gelernt, er konnte mit ihm reden, wie ein Kind mit seinem Vater.

Die böse Zeit, von der der Vater zu sprechen pflegte, war nun da. Die Sonne hatte sich zur Mittagszeit verdunkelt; aber da der Sohn Gottes selbst diese Finsternis regierte, war sie nicht so dunkel.

Wenn diese Leidenszeit nicht gekommen wäre, hätte Adam nicht gewusst, welch gute Frau ihm Anitschka war.

Janitschko erwachte. Er setzte sich im Bett auf und rieb sich mit beiden Fäustchen die Äuglein.

„Mutter!“

Da die Mutter nicht gleich erschien, weinte das Kind, und es dauerte eine Weile, bis der Vater es beschwichtigen konnte. Er fing an, mit ihm zu spielen. Das Kind wurde fröhlich und begann im Bett herumzulaufen. Damit es nicht herunterfiele, stellte Adam es neben sich an die Wand.

Es kletterte dem Vater auf die Achsel, streichelte ihm die Wangen, zerraufte ihm das ganze Haar. Sie lachten beide.

Plötzlich verwickelten sich die Füßchen des Kindes in die Decke, es fiel, und das goldene Köpfchen schlug an die Seite des Vaters.

Adam wurde es schwarz vor den Augen. Ein Stich hätte ihm nicht weher tun können. Er seufzte tief auf. Janitschko lief schon wieder im Bett herum; als aber der Vater auf sein Streicheln die Augen nicht öffnete, begann das Kind bitterlich zu weinen. „Mutter – Mutter!“ Obwohl die Mutter nicht kam, hatte es doch jemand herbeigerufen. Frau Matejak kam gerade von dem Begräbnis ihrer Tochter und schaute bei den Schmiedsleuten hinein. Sie fand alles offen, Anitschka war nirgends zu sehen; sie hörte das Kind weinen und trat herein. Sie wollte es vom Bett nehmen, damit es den Adam nicht aufwecke, schaute näher zu – und vergaß auch das Kind. Schnell stellte sie es auf den Fußboden. Adam war ja ganz kalt, das Gesicht wie der Tod und schmerzlich verzogen.

Die Frau brachte ihn zu sich; er schaute sie an wie abwesend. „Ach, wie gut habe ich geschlafen, Tante; habt Ihr mich aufgeweckt?“

„Jawohl, Adam, – wo ist Anitschka?“

„Ich weiß es nicht, Tante, sie kommt gleich. Sie ist irgendwohin gegangen und ließ uns allein, wir haben gespielt; aber Janitschko hat mich aus Versehen tüchtig gestoßen.“

Frau Matejak wollte Adam einen frischen Umschlag geben. „Mein Sohn!“ rief sie erschrocken, „hier fließt ja Blut!“

„Es fließt? Ich hatte ja keine Wunde dort.“

„Wenn nur Anitschka bald käme! Ich laufe zum Arzt. Wo ist Tomas?“

„Ich weiß es nicht, Tante. Er war den ganzen Tag nicht hier, vielleicht hackt er irgendwo Holz.“

Die Frau ging hinaus, um nachzusehen, ob Anitschka nicht käme: Sie hörte Schellen klingeln. Wenn das der Arzt wäre! Sie täuschte sich nicht, er kam wie gerufen. Sie rief so laut, dass er sie hörte und anhielt.

„Was ist los?“ fragte der Arzt.

Die Frau sagte in Kürze alles. Der Arzt hörte nicht einmal bis zu Ende, warf den Pelz ab und schüttelte nur den Kopf.

„Ich dachte, Ihr seid längst ein gesunder Mann, und Ihr liegt noch immer im Bett?“ redete er Adam an.

„Ja, noch immer, Herr Doktor, und ich weiß nicht, was jetzt sein wird, da mir die Seite fließt.“

Der Arzt untersuchte die Wunde.

„Seid unbesorgt, morgen komme ich gleich in der Frühe und werde es aufschneiden. Da ist da eine Geschwulst. Jetzt kann ich mich nicht aufhalten, ich muss zu Herrn Rudohorsky, ihm die Hand aus dem Verband nehmen. Aber, was ich sagen wollte“ – der Arzt blieb stehen –, „habt Ihr Schadenersatz verlangt?“

„Ich?“ verwunderte sich Adam. „Nein!“

„Nun, gute Nacht!“

Anitschka kam heim, erfuhr, was geschehen war und was morgen sein würde.

Sie fütterte das Kind und brachte es zur Ruhe. Adam war müde, essen wollte er nicht.

Frau Matejak hatte versprochen, gleich in der Frühe zu kommen.

In der Schmiede wurde es still. Draußen wehte ein frostiger Wind. Anitschka setzte sich an Adams Bett und lehnte den Rücken an den Ofen. Zuerst dachte sie, was morgen mit Adam werden würde. Sie fühlte die Schärfe des Messers an ihrem eigenen Herzen. Dann dachte sie auch daran nicht mehr. Sie war sehr müde; aber die Augen schließen und Adam nicht sehen, das konnte sie nicht. Sie überwachte jeden Atemzug von ihm.

Er erwachte.

„Anitschka!“

Sie lief zu dem Bett: „Willst du etwas?“

„Warum gehst du nicht schlafen? Es ist Nacht.“

„Ich werde schon gehen.“

„Bist du nicht schläfrig?“

„Nein!“

„So setze dich hierher zu mir und gib mir die Hand! Ich habe so schwere Träume. Immer scheint es mir, ich falle in einen Brunnen – und das ist davon, weil ich solche Schmerzen habe. Wenn du wüsstest, Anitschka, wie die Seite mir brennt!“ Zum ersten Mal in seiner ganzen Krankheit klagte Adam, und sie hatte für ihn kein Wort des Trostes.

„Anitschka!“ begann er nach einer Weile im Halbschlummer, „wenn ich stürbe, so lass den Janitschko nicht Schmied werden, damit die Pferde nicht auch ihn so zerschlagen wie mich.“

„Ich werde es nicht zulassen!“ versprach sie, und ihre sonst so liebe Stimme klang fremd in der stillen Stube. „Und beweine mich nicht so wie den Vater, denn du hättest niemanden, der dich trösten würde, du Arme!“ Adam überlegte nicht, was er redete. Er sah seine Frau nicht, und das war gut, er wäre sonst wohl sogar aus seiner Betäubung aufgewacht.

Sie fiel neben dem Bett auf die Knie wie gebrochen. Ja, sie hatte niemanden, der sie trösten würde, wenn er stürbe. Auch Tomas hatte sie verlassen, wo sie ihn am meisten gebraucht hätte.

Soviel hat sie gebetet, soviel gelitten, so ihren Mann gepflegt – alles umsonst! Er würde doch sterben. Gott hatte sie wirklich verlassen.

Es schien ihr, als ob jemand an das Fenster klopfe. Vielleicht ein Wanderer. Draußen war es kalt. „Er soll ins Dorf gehen, ich kann ihm nichts geben, morgen haben wir selbst nichts zu essen. Er soll weitergehen; er soll zu der Trusik gehen“, dachte sie.

Das Klopfen wiederholte sich an der Haustür; dazu heulte der Wind.

„Wenn Adam wüsste, dass ein Mensch draußen ist, er würde ihm aufmachen.“

Sie erhob sich langsam, nahm das Licht, ging zu der Tür und öffnete sie.

„Guten Abend!“

„Tomas?“ Ja, Tomas, ganz mit Schnee bedeckt.

„Wo warst du, und warum bist du zurückgekehrt?“

„Habt Ihr gedacht, ich würde nicht zurückkommen? Seid nicht böse, dass ich so fortgegangen bin!“ entschuldigte er sich und nahm das Bündel vom Rücken.

„Ihr hättet es mir nicht erlaubt, und Ihr brauchtet es doch so nötig; mich kennt dort niemand, und für mich passt es schon. Betteln ist keine Sünde, nur Stehlen ist Sünde. Gott der Herr hat mir geholfen, so viel bringe ich Euch. Nie gaben mir die Leute so viel. Das Fett wird für eine Zeitlang reichen und auch das Brot. Und für den Onkel kaufte ich ein Kilo Fleisch, jetzt verdirbt es ja nicht.“

Tomas breitete ganz glücklich alles aus auf den Tisch und auf den Herd. Anitschka anzuschauen, fand er keinen Mut, weil sie vor ihm so blass und still dastand. „Für Janitschko kaufte ich etwas Grieß zum Brei und ein Stück Zucker, und für Euch“ – er wickelte das Papier auf – „in einem Haus hatte gerade so eine schöne, junge Frau Gäste. Sie gab mir diesen Kuchen und ein Stück Fleisch; das habe ich für Euch behalten. Bitte, nehmt es von mir. Ihr habt ja heute gewiss nichts gegessen.“

Tomas hörte auf, denn Anitschka nahm ihn bei der Hand, wollte ihm etwas sagen und konnte nicht. Sie lief an ihm vorbei, hinein in das Kämmerlein. Dort warf sie sich auf die Erde und weinte so, dass Tomas seine Freude vergaß. „Womit habe ich ihr so weh getan, dass sie so weint?“ Er wollte sie trösten, aber er wusste nicht wie. Ach, Tomas wusste nicht, warum Anitschka so weinte. Seine brüderliche Liebe, die er ihr an diesem schwersten Tag erwiesen hatte, seine

Sorge um Adam und Janitschko hatte sie überwältigt. Sie hatte ihm Unrecht getan, und er war so gut!

Dass er ihr Erbetteltes gebracht hatte, das plagte sie nicht. Gern würde sie Adam das Fleisch kochen und Janitschko den Brei; Gott selbst hatte ihr das geschickt. Sie grämte sich darüber, dass sie im Himmel einen so guten Vater hatte, ihn aber durch ihren Unglauben so betrübt hatte.

Um Tomas zu beruhigen, aß sie den mitgebrachten Kuchen und ein Stück Fleisch. Wie gut schmeckte das! Dann hieß sie Tomas die mitgebrachten Sachen aufräumen. Dann solle er sich ausruhen gehen, dass sie ihn gegen Morgen wecken könne, damit er sie bei Adam ablöse.

Als er gegangen war, kniete sie lange neben dem Bett ihres Mannes, bis sie dort einschlummerte – und das tat ihr gut. Sie wusste nun, dass der himmlische Vater sie nicht verlassen hatte und dass der Herr Jesus bei ihnen war. Hatte er nicht gesagt: „Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis zur Vollendung des Zeitalters?“

Als es Adam dann später nach Mitternacht schlechter wurde, hatte sie wieder viele tröstende Worte für ihn.

Tomas erwachte von ihrem schönen Gesang. Er warf sich die Kleider über und kam auch zum Meister; sie halfen ihm treu, die schwere Nacht überstehen. Adam würde es ihnen nie vergessen; aber auch sie nicht, wie gut und geduldig er gewesen war.

Es wurde kaum Tag, als schon der Schlitten vor der Schmiede hielt; der Arzt kam.

„Die ganze Nacht konnte ich euretwegen nicht schlafen“, sagte er; „immer musste ich an euch denken. Wie ist es euch ergangen?“

„Sehr schlecht, Herr Doktor“, sagte Anitschka; „aber der Herr Jesus hat uns geholfen.“

Der Arzt musste einen tiefen Schnitt machen, damit die Geschwulst aufging. Eiter und Blut kamen heraus, und er musste die Wunde auch ausdrücken. Er lobte Adam, er sei ein braver Kerl, weil er nicht geschrien habe. Anitschka lobte er nicht. Doch als er sah, wie sie ihrem Mann den Schweiß vom blassen Gesicht wischte und ihn durch ihre liebevollen Blicke und durch einen Kuss stärkte, schaute er sie wieder so an wie damals, als sie ihm gesagt hatte, dass die Ärzte sie nicht lebendig von Adam wegbringen könnten.

„Nun schaut“, sagte er, „wir haben es ordentlich gereinigt. Jetzt werdet Ihr noch einige Tage still liegen bleiben müssen, und in zwei, drei Wochen ist alles wieder gut.“

Adam nahm gar nicht Abschied von dem Arzt – so viel leichter wurde ihm nach den großen Schmerzen, dass er gleich einschlief.

„Ich werde jetzt jeden Tag kommen“, sagte der Arzt zu Anitschka, „und auch Salbe und Arzneien schicken; aber macht Euch keine Sorge, bezahlen wird es Herr Rudohorsky.“

„Wie kämen wir dazu, dass es Herr Rudohorsky zahlen sollte?“ entgegnete Anitschka verwundert.

„Und wie seid Ihr dazu gekommen, dass der Schmied krank geworden ist?“

Der Arzt nahm Tomas mit sich, die Arznei zu holen. Er erkundigte sich bei ihm, wie früher Dubravskys gestanden hätten und wie es jetzt mit ihnen stehe. Er erfuhr, dass sie die Speisekammer und Truhe leer hatten und dass die Leute Anitschka nichts leihen wollten. Nur das eine sagte Tomas nicht, wovon Anitschka heute das Mittagessen bereiten würde.

„Was werden wir nur dem Meister sagen, wenn er gesund sein wird?“ seufzte er. Dabei lächelte der Arzt still vor sich hin.

Als Tomas heimgekehrt war, lief ihm Anitschka freudig entgegen. Adam war erwacht, hatte eine Tasse Suppe getrunken und gesagt, er fühle sich sehr wohl, dann war er wieder eingeschlafen.

Das war die freudigste Nachricht; die andere, nicht weniger freudige, war: Der Müller hatte Anitschka einen Sack Mehl gebracht und wollte Adam sehen. Wenn er gesund sein würde, könne er es zurückbezahlen. Und die Müllerin schickte Anitschka etwas Fleisch vom Schweineschlachten.

„So erweckt Gott immer gute Leute!“ rief Tomas erfreut. „Wenn es nur dem Meister besser geht, das Übrige wird sich schon finden.“

Kapitel 7

Am Nachmittag ging der Arzt ins Schloss. Er fand den Herrn beim Schreiben.

„Wie ich sehe“, sprach er lachend, „braucht der Herr mich nicht mehr.“

„Waren Sie beim Schmied, Herr Doktor?“

„Ja.“

„Ich habe ihm ein tüchtiges Loch in die Seite gemacht.“

„Warum?“

„Ihre Pferde haben ihm einen Knorpel gebrochen; es eiterte tief unter der Haut und musste heraus.“

Herr Rudohorsky stand auf und ging im Zimmer auf und ab.

„Er zürnt mir, nicht wahr, Herr Doktor?“ fragte er nach einer Weile.

„Ein Recht hätte er dazu, Herr; denn wenn ein Handwerker, der auf seiner Hände Arbeit angewiesen ist, für solch eine lange Zeit krank wird, bedeutet das den Ruin der ganzen Familie.“

„Sagen Sie mir alles, was Sie über die Familie wissen, Herr Doktor!“

„Ich weiß, dass die junge Frau Dubravsky, die selbst schon wochenlang nichts Ordentliches gegessen hat, um nur den Mann besser pflegen zu können, heute nichts hat, wovon sie das Brot backen könnte.“

„Wissen Sie das bestimmt?“

Herr Rudohorsky stand ganz bleich und düster vor dem Doktor.

„Dubravskys Geselle sagte es mir. – Die junge Frau trug die Last der Sorgen allein, denn sie konnte sich denken, wie es ihm im Bett zumute sein müsste, wenn er wüsste, wie es stand. Noch zwei bis drei Wochen wird er nicht arbeiten können. Unterdessen hat er seine Kunden verloren. Auch wird er, vom Bett aufgestanden, dann

nicht gleich den ganzen Tag in der Schmiede stehen können. Ich weiß nicht, wie es mit ihnen bis zum Frühjahr sein wird.“

„Er hat auch einen Sohn, nicht wahr, Herr Doktor? Das muss man irgendwie gutmachen. Ich habe meinen damaligen Starrsinn teuer bezahlt und ihm Schaden zugefügt. Das muss ich wieder gutmachen. Wenn er mich verklagen wird, werde ich ihm alles ersetzen.“

„Klagen? Dubravsky? O, das fällt ihm gar nicht ein! Man zürnt Ihnen nicht einmal, Herr Rudohorsky! So oft ich gekommen bin, sprachen sie mit herzlicher Teilnahme über Ihr Unglück und erkundigten sich nach Ihnen. Ich erwähnte gestern so nebenbei beim Schmied, ob er einen Schadenersatz verlangt habe; da verwunderte er sich nur.“

„Er zürnt mir nicht? So wird er mir erlauben, ihm das zu ersetzen, was er verloren hat! Nur müssen Sie mir raten, wie.“

Am anderen Tag wusste Anitschka nicht, ob sie ihren Augen und Ohren trauen konnte; denn vor der Schmiede standen die Diener vom Schloss mit einem Wagen. Sie sagten ihr, dass sie vom Herrn geschickt seien, und übergaben ihr für Adam einen Brief von ihm. Darin bat der Herr, weil er Adam den zugefügten Leibesschaden nicht ersetzen könne, so solle er ihm erlauben, wenigstens den Schaden an seinem Besitz zu vergüten. Er bat ihn, das beiliegende Geld zu verwenden, wo er es am nötigsten brauche, damit er eher gesund werden und sich schonen könne.

Der Anitschka kam es vor wie ein Traum, als man in ihre Kammer Getreide, Speck, geräuchertes Fleisch, Kartoffeln und schließlich einen Korb mit altem, teurem Wein hereintrug, einen anderen mit guten Gerichten für Adam und zwei große Kuchen für sie und Janitschko. Sie ließ dem Herrn sagen, sie werde sich selbst bedanken

kommen, wenn sie Adam werde verlassen können, und Gott solle es dem Herrn hundertmal vergelten!

Dann lief Anitschka zu Adam. Dass die Speisekammer leer war, hatte sie ihrem Mann zu verheimlichen gewusst; aber dass sie voll geworden war wie nie zuvor, das konnte sie nicht vor ihm verbergen. Und wie leicht erzählte sie ihm nun, was sie alles hatte verkaufen müssen.

Er brauchte jetzt ja nicht mehr zu sorgen.

Adam freute sich, nicht so sehr über die volle Kammer und die guten Sachen, als über ihre Freude. Als sie ihm aber den Brief von Herrn Rudohorsky reichte und in Papier eingewickeltes Geld herausfiel, da runzelte er die Stirn:

„Das können wir nicht annehmen, so viel Geld. Herr Rudohorsky beschenkt uns zu sehr.“

Anitschka musste Feder und Papier bringen, und Adam schrieb, obwohl ihm die Hand zitterte, doch mit fester, gerader Schrift:

Sehr geehrter Herr Rudohorsky!

Wir grüßen Sie herzlich und danken Ihnen schön für die Gabe, die Sie uns geschickt haben. Der gnädige Gott möge es Ihnen reichlich vergelten im nächsten Jahr, denn uns haben Sie damit sehr wohlgetan. Aber das Geld können wir nicht annehmen, denn Sie geben uns zu viel und haben selbst mit eigener Krankheit große Auslagen gehabt. Wenn mir der gnädige Gott wieder aufhelfen wird, wie ich glaube, so werde ich wieder einholen, was ich in meinem Handwerk versäumt habe. Es freut mich sehr, dass Sie schon gesund sind.

Gottes Segen wünschen Ihnen
Adam und Anna Dubravsky

Es gefiel Anitschka sehr, dass Adam das so schön schreiben konnte. Es war ihr auch nicht leid, als er das Geld wieder einpackte, obwohl sie wenigstens einen Zehner sehr gut hätte brauchen können.

Tomas zog sich an und brachte das Geld und den Brief ins Schloss. Den Herrn selbst traf er nicht; so übergab er beides der Wirtschafterin – so nannte man dort Frau Rudohorsky.

Am anderen Tag war Sonntag. Adam hatte Anitschka am Nachmittag in die Kirche geschickt, Janitschko schlief, und Adam las einen Abschnitt. Da klopfte jemand, die Tür ging auf – Herr Rudohorsky trat ein.

„Schön willkommen bei uns“, sagte Adam und reichte ihm die Hand.

Der Herr schaute in das blasse, abgezehrte Gesicht des jungen Schmiedes, und wahrscheinlich fiel ihm ein, wie er damals ausgesehen hatte, als er ihm die Pferde beschlug. Er war nicht deswegen gekommen. Aber als Adam ihn so freundlich anschaute, als hätte er ihm nicht ein halbes Jahr seines Lebens geraubt, da trat er näher zum Bett und schloss die magere Hand des Schmiedes in seine Hände: „Verzeiht mir, Dubravsky!“

Dann setzte er sich an das Bett zu Adam und sagte: „Ich habe Euch schweren Schaden zugefügt; Ihr werdet denken, aus irgendeiner Laune; aber glaubt das nicht! Ihr seid ein edler, guter Mensch und glaubt noch an einen Gott; so vertraue ich Euch und will Euch die Wahrheit sagen.

Ihr habt eine gute Frau, die Ihr gewiss liebt. Ihr werdet mich daher verstehen. Man hatte mir gesagt, meine Frau hintergehe mich, wenn ich nicht daheim bin. Ich wollte sie damals überraschen, um mich davon zu überzeugen. Darum eilte ich so und wusste vor Schmerz und Zorn nicht, was ich tat. So ist es gekommen. Versteht Ihr mich nun?“

„O, ich verstehe!“ Adam drückte dem Herrn die Hand und gestand ihm, wie auch ihm die Leute einmal Misstrauen ins Herz gesät

hätten, und dass es wahr bleibe: „Was Gott tut, das ist wohlgetan. Vielleicht, wenn diese schreckliche Krankheit nicht über mich gekommen wäre – die Menschen sind schlecht und wir sind schwach –, hätte ich noch oft gezweifelt; so aber, in der Not, zeigte es sich, was für eine Frau ich habe, und dass Tomas uns beiden wie ein Bruder gedient hat, besonders mir, trotzdem ich es gar nicht wert bin.“

Der Herr stützte sein Haupt in die Hand, und als ihn Adam bat, er solle jeden Zuträger aus dem Haus jagen, da schüttelte er den Kopf.

„Ihr habt Euch überzeugt. Ihr habt eine Frau; ich habe schon keine mehr.“

„Was, ist die Frau Gräfin gestorben?“ rief Adam erschrocken.

„Für mich ja; sie ist fortgegangen, und wir trennten uns für immer; aber der Sohn blieb mir. Wo habt Ihr Euren Sohn?“

„Dort im Bettchen.“

„Was für ein wunderschönes Kind, und wie groß er ist.“

Traurig schaute Adam den Herrn an und dachte dabei, wenn er so von seiner Anitschka sprechen müsste, das wäre ein anderer Schmerz als der gestrige. Dieser ging mit dem Messer in die Seite, jener würde ins Herz gehen.

Janitschko erwachte, setzte sich auf und schaute den fremden Herrn an. „Auf!“ und er streckte beide Händchen empor.

Der Herr verstand den kindlichen Befehl, nahm das Kind auf den Arm und zeigte ihm seine Uhr.

„Tata!“ Das Knäblein guckte den Vater an und zeigte ihm die Uhr, „da hast du!“

„Zerbrich sie nicht, Janitschko!“

„Will nicht zerbrechen.“

Der Kleine führte den Herrn im Zimmer umher und zeigte ihm dies und jenes.

So fand sie Anitschka. Der vornehme Besuch brachte sie etwas in Verlegenheit. Aber Herr Rudohorsky schaute sie so freundlich an,

lobte ihren Sohn und er bat auch ihr ab, dass er so viel Leid bereitet habe, so dass sie dies Gefühl bald verlor.

Herr Rudohorsky hielt sich eine gute Weile bei Dubravskys auf. Er versprach Adam, Zeitschriften und Bücher zu schicken, damit ihm die Zeit nicht zu lang werde. Und als er sich schon zum Fortgehen anschickte, nahm er noch einmal den Knaben auf den Arm und gab ihm zwei Rollen mit den Worten: „Gib das dem Vater, von dir wird er es eher nehmen.“

Adam ahnte wohl, was in den Rollen sein mochte. Doch er konnte es dem Herrn nicht mehr abschlagen, da er es ihm selbst gebracht hatte. Er dankte also herzlich, und Anitschka dankte auch.

Herr Rudohorsky versprach wiederzukommen. Ja, er kam fast jeden Abend, und manchmal saß er den ganzen Abend neben dem Bett.

Er kaufte Adam eine Hängelampe, damit er besser lesen könne; er selbst las ihm aus den Zeitungen vor.

Einmal kam er gerade dazu, als sie mit Anitschka zusammen sangen. Das gefiel ihm so gut, dass er sie bat, sie möchten damit immer auf ihn warten. Wenn er da war, las Adam gern aus dem Worte Gottes vor, denn er dachte: *Wenn ihn das nicht tröstet, so gibt es sonst nichts in der Welt, was ihn trösten könnte*.

Manchmal geriet der Herr mit ihm in ein Wortgefecht, aber er musste immer nachgeben. Sie beide überzeugten ihn mit dem Wort Gottes, dass Jesus der Sohn Gottes sei, der gekommen ist, zu suchen und zu erretten, was verloren ist.

Anfangs glaubte der Herr nichts. Damit er Adam überzeugen könne, kaufte er sich eine Bibel und las zu Hause darin. Aber es gelang ihm nicht, Adam in seinem Glauben wankend zu machen, denn dieser glaubte alles, was ihm Gott sagte. Er erkannte Gott und seinen Sohn Jesus Christus und konnte nicht ohne ihn leben. Je länger er im Wort Gottes las, desto klarer wurde es ihm.

„Wir sind in dieser Welt wie in einer Schule“, sagte er zu dem Herrn, „und die Bibel ist das Buch, aus dem wir unser Leben lang zu lernen haben. Ich denke, wenn wir daraus alles gelernt haben, was uns nötig war, dann werden wir vor Gott gerufen.“

„Aber“, sagte Herr Rudohorsky, „über das Buch haben gelehrte Männer so viel geschrieben, es ganz verschieden erklärt, die Pfarrer predigen daraus ihr Leben lang – wie könntet Ihr, ein ungelehrter Schmied, es verstehen?“

„Ich weiß nicht, mein Herr; als ich anfing, darin zu lesen, war mir wohl vieles unklar. Aber sobald ich anfing, das zu tun, was Gott von mir fordert, da wurde es hell in meinem Kopf. ‚Sie werden alle von Gott gelehrt sein‘, fand ich darin verheißen. Und ich denke: Warum könntest du es nicht? Der Apostel Jakobus ermahnt ja: ‚Wem Weisheit mangelt, der bitte von Gott‘, und der Herr Jesus sagt: ‚Alles, was ihr bitten werdet in meinem Namen, das wird euch werden.‘ Ich bat also. Christus hat uns ja den Geist Gottes versprochen, der uns alles lehren soll. Wenn Sie die Bibel verstehen wollen, muss Gott es Ihnen geben.“

Weil der Herr Adam oft auslachte und manchmal auch böse wurde, dachten sie, er würde nicht mehr kommen. Und doch kam er wieder. Später brachte er sogar den Arzt mit. Der Arzt war jung und leichtsinnig. Er zog alles ins Lächerliche.

Als sie weggingen, war Adam traurig. Er sah Tag für Tag immer deutlicher, dass er die beiden Herren nicht würde überzeugen können. Sie taten ihm leid. Dem Herrn Rudohorsky war schon ein Unglück zugestoßen, er hatte keine Freude mehr im Leben, und der Arzt, wer weiß, was seiner noch wartete – und doch wollten sie dem Wort Gottes nicht glauben! Wie würden sie bei ihrem Tod bestehen?

Adam dachte mit Entsetzen daran, und er betete, dass Gott ihnen die Augen öffne, so wie er sie ihm geöffnet hatte.

Endlich erlaubte der Arzt, dass Adam aufstehen konnte. Er ging mit Anitschka und Tomas in die Kirche, um dem Herrn Jesus für die große Liebe, die er ihnen erwiesen hatte, zu danken. Janitschko hatten sie bei Frau Matejak gelassen. In der Kirche sahen sie auch Herrn Rudohorsky sitzen.

Am Nachmittag schickte er den Wagen für sie, sie sollten mit Janitschko zu ihm kommen. Im Dorf beneidete man sie wegen solcher Ehre. Doch die Ärzte sagten, Adam habe sich diese Freundschaft teuer erkauft.

Als man im Schloss den Kaffee getrunken hatte, ging die Wirtschafterin mit Anitschka und Janitschko in den Garten, um im Glashaus die schönen Blumen zu besehen. Herr Rudohorsky führte Adam in sein Zimmer, zeigte ihm einen großen Bücherschrank und sagte zu ihm: „In all diesen Büchern ist gegen Gott geschrieben. Ich glaubte dem, und als das Elend und Leid über mich kamen, hatte ich keinen Trost. Ihr habt nur Eurer Bibel geglaubt, und sie lehrte Euch leiden und lieben. Ich habe mich entschlossen, auch zu ihr zurückzukehren. Wir werden nicht mehr miteinander streiten. Wir werden die Bibel mit Ehrerbietung lesen, wie es einem so heiligen Buch gebührt.“

Adam freute sich. „Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, Herr“, sprach er herzlich, „würde ich kein Buch in meinem Haus dulden, das Gott beleidigt, denn es kommt wohl mancher, schaut hinein, liest und ist wie vergiftet. Immer würde ich fürchten, dass mein Sohn aufhören könnte, an Gott zu glauben, und einst vor Gottes Gericht mich verklagen würde, dass ich ihn nicht genügend bewahrt habe.“

„Ihr habt recht, Dubravsky. Ihr könntet es, ich kann es noch nicht.“

Der Arzt unterbrach ihr Gespräch, denn auch er war zum Kaffee eingeladen.

„Nun“, sagte er zu Adam, „Ihr freut Euch gewiss, dass Ihr mich nicht mehr bei Euch zu sehen braucht!“

„Ich danke Gott, dass er mich gesund gemacht hat“, erwiderte Adam fröhlich. „Sie, Herr Doktor, werden wir aber immer gern sehen, wenn Sie uns besuchen kommen.“

„Wir werden zu Euch in die Christenlehre kommen.“

„Es könnte keinem von uns schaden, die zehn Gebote von Dubravsky zu lernen!“ fügte Herr Rudohorsky hinzu.

Adam blieb bis zum Abend im Schloss, Anitschka ging mit Janitschko schon früher nach Hause. Wieder fuhr der Arzt mit Adam zusammen.

„Hört“, sagte er unterwegs, „Ihr seid ein so glücklicher Mensch, dass man nach Euresgleichen suchen müsste. Ihr habt eine Frau und einen Sohn; mit allen lebt Ihr in Frieden. Ihr würdet wohl kaum mit mir tauschen?“

Adam schüttelte den Kopf. „Auch dann möchte ich nicht tauschen, wenn Sie alles das hätten, was Sie bei mir loben. Ich möchte nicht mit Ihnen tauschen, weil Sie keinen Glauben an den Herrn Jesus Christus haben.“

Der Arzt schaute Adam an, aber er lachte nicht mehr. Er senkte nur den Kopf, und schweigend fuhren sie weiter.

Als Adam in der nächsten Woche die Schmiede zum ersten Mal öffnete, fiel er auf die Knie und dankte Gott, dass er wieder arbeiten konnte.

Arbeit hatte er jetzt wirklich genug; wie viel allein fürs Schloss und wie viel erst für die Dörfer! Während seiner Krankheit hatten sich die Leute überzeugt, dass sie keinen zweiten solchen Schmied hatten. Er musste sich noch einen zweiten Lehrling nehmen. Tomas

konnte mit einem Lehrling die ganze Arbeit wirklich nicht bewältigen .

Es dauerte nicht lange, da hatte Adam das Geld für die zweite Kuh zusammengebracht. Tomas wurde vom Hut bis zu den Stiefeln neu ausstaffiert.

Sie nahmen ein Stück Wiese in Pacht. Zum Janitschko nahmen sie einen verlassenen Knaben an und pflegten ihn wie ihr eigenes Kind. Er war eine Waise aus der Nachbarschaft und war zu ihnen betteln gekommen. Gott selbst hatte ihn in ihre Wohnung geschickt. Er weidete nun ihre Kühe und half Anitschka im Haus.

Später würde Adam ihn zum Lehrling nehmen. Es sollte ihm gut gehen bei ihnen.

Anitschka half jetzt manchmal der Wirtschafterin im Schloss. Dorthin nahm sie auch Janitschko mit. Die Kinder spielten zusammen, dass es eine Freude war, und der Herr sah sie sehr gern beisammen.

Kapitel 8

Es war wieder Herbst, wie damals, als Adam die Pferde des Herrn Rudohorsky beschlug. Jetzt besserte er gerade die Dreschmaschine vor der Schmiede aus. Herr Rudohorsky stand neben ihm und schaute der Arbeit zu.

Da erhob sich auf der Landstraße eine Staubwolke. Der Wagen vom Schloss kam daher, und der Kutscher reichte dem Herrn ein Telegramm.

Adam drehte sich um und sah, dass der Herr das Papier zerknüllt hatte und blass und finster dastand. Sicher war ihm etwas Unangenehmes widerfahren.

„Haben Sie eine schlimme Nachricht erhalten?“ fragte Adam.

„Ja, man berichtet mir, dass die Gräfin sterbenskrank sei und mich noch einmal sehen wolle.“

Im Schloss erwähnte niemand mehr die Gräfin, als ob sie gestorben wäre. Niemand wusste etwas über sie. Und jetzt lag sie wirklich im Sterben. Adam tat sie sehr leid. Vielleicht war sie schon lange krank.

„Nicht wahr. Sie gehen zu ihr?“ fragte er herzlich.

„Ich?“ Rudohorsky maß ihn vom Kopf bis zum Fuß. „Habe ich Euch nicht gesagt, dass ich keine Frau mehr habe?“

„Ja, aber es ist nicht richtig. Sie lebt, und Sie haben ihr Treue und Liebe bis zum Tod geschworen.“

„Dasselbe hat sie auch mir geschworen und den Schwur gebrochen!“ erwiderte Herr Rudohorsky entrüstet. Gut, dass der Kutscher die Pferde auf der Straße herumführte, er müsste es sonst gehört haben.

„Wenn sie ihn auch gebrochen hat, Sie werden ihn nicht brechen. Sie werden bestimmt hingehen, wenn sie es wünscht. Sie will Sie gewiss um Verzeihung bitten. Sie werden ihr die Vergebung bringen. Nicht wahr, Sie erweisen ihr diese Liebe doch? Es wäre ihr

sonst das Sterben schwer, und welche Antwort wollten Sie denn einmal Ihrem Sohn geben, wenn er fragen würde, wo und wie seine Mutter gestorben ist, wenn Sie sich nicht versöhnen und sie bei fremden Leuten sterben lassen?“

Adam schaute ihn bittend und vertrauensvoll an: „Nicht wahr. Sie werden gehen?“ wiederholte er von neuem.

Er bekam keine Antwort; aber Herr Rudohorsky drückte ihm die Hand, rief den Kutscher, und schon fuhr er im Wagen davon.

Er eilte zu seiner Frau und fand sie sehr schwer krank. Nur in dem Augenblick war sie bei Bewusstsein, als er zu ihr kam. Er gewann ihr Herz durch seine unerwartete Liebe so, dass sie sich sehnte, wenigstens bei ihm zu sterben.

Obwohl die Ärzte wehrten, wollte Herr Rudohorsky nicht zugeben, dass sie bei fremden Leuten stürbe; er brachte sie ins Schloss.

Der Arzt riet, da Anitschka so gut Kranke pflegen könne, solle sie die Frau Gräfin pflegen kommen. Adam selbst redete ihr zu, sie solle nur gehen. Und da sie ohne Hausfrau nicht sein konnten, so riefen sie inzwischen Frau Matejak zu sich. Janitschko nahm Anitschka mit sich.

Anitschka pflegte die Kranke Tag und Nacht, sie löste sich mit dem Herrn ab, der so viel wie möglich bei seiner Frau weilte. Er trug sie von einem Zimmer in das andere, von einem Bett ins andere, und dann wieder an die frische Luft. Sie war sehr schwach.

Sie war nach Hause gekommen, um zu sterben. Es gibt eine Macht, die selbst vor den Toren des Todes den Tod aufhalten kann; es ist das Gebet. Anitschka betete viel für ihre Genesung. Adam betete auch – umsonst. Erst als der Herr anfing, Gott zu bitten, er möge ihm seine Frau gesund machen, erst als das angstvolle: „Gott, sei mir Sünder gnädig und schenke sie mir noch einmal!“ zum Himmel emporstieg – erst dann kam eine augenblickliche Antwort.

Adam fragte jeden Abend nach, wie es der Frau Gräfin gehe, und tröstete den Herrn immer mit einem guten Wort. Eines Abends

sagte ihm schon draußen im Hof der Arzt, dass das Befinden der Frau Gräfin sich sehr gebessert habe, und drinnen im Zimmer umarmte ihn der Herr, und obwohl er kein Wort davon sagte, wusste Adam doch, dass er ihm dafür dankte, dass er ihn zur Gräfin geschickt hatte.

Die Gefahr war vorüber, aber die Gräfin war noch immer sehr schwach. Sie musste gehen lernen wie ein Kind.

Sie gewann Anitschka sehr lieb. Ihren Mann fürchtete sie, weil sie wusste, dass sie ihn schwer beleidigt hatte; und doch war er so gut zu ihr.

Anitschka brachte ihr dann und wann die beiden Kinder, anfangs nur für eine Weile, dann für längere Zeit.

Einmal wünschte Frau Rudohorsky Anitschkas Mann kennenzulernen. Sie bat ihn dann, er möge sie öfter besuchen, und er solle ihr Anitschka noch nicht fortnehmen.

Die Frau Gräfin genas, und ihr Gatte wurde ihr so lieb und teuer – er überwand sie mit seiner Liebe –, dass sie sich nicht mehr von ihm und von dem Kind fortsehnte.

Vor der alten Frau Rudohorsky scheute sie sich lange. Doch als diese ihr alles tat, was sie ihr an den Augen absehen konnte, glaubte sie es, dass sie ihr nicht zürne. Als einmal Anitschka für eine Weile nach Hause ging und Frau Rudohorsky an ihrer Stelle neben der Kranken saß, nahm die Gräfin sie bei der Hand:

„Zürnt mir nicht, Tante; ich danke Euch, dass Ihr meinen Mann und mein Kind so gut gepflegt habt. Bitte, sagt nicht mehr *Gräfin* zu mir, und sagt es auch den Dienstboten, sie sollen mich nie mehr so nennen. Sie sollen mich nur Frau Rudohorsky nennen; anders will ich nicht genannt werden!“

Als der Arzt die Erlaubnis zur Ausfahrt gab, wünschte sie, man solle sie zu Dubravskys fahren. Sie wollte Anitschkas Häuslichkeit sehen. Es gefiel ihr dort sehr gut.

Adam schlug vor, sie wollten für die Genesung dem Herrn Jesus danken, und es würde allen zur Stärkung dienen, wenn sie etwas aus dem Wort Gottes läsen.

Als Adam betete, weinte die Frau. Aber als er dann anfing, 1. Korinther 13 zu lesen, wandte sie kein Auge von ihm. Halblaut wiederholte sie: „Die Liebe ist langmütig. – Sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie erduldet alles. – Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; die größte aber von diesen ist die Liebe!“

Ja, diese Liebe sah sie bei Dubravskys; es war ihr so wohl bei ihnen.

Anitschka wünschte herzlich, dass sich Frau Rudohorsky nicht mehr vor ihrem guten Mann fürchtete, denn sie fühlte, dass es ihm weh tat. So erzählte sie ihr, wie gut der Herr an ihnen gehandelt und wie er sie aus dem Elend herausgerissen hätte. Als sie einmal angefangen hatte, musste sie dann alles von Adam und ihrem Unglück erzählen.

Frau Rudohorsky kehrte in Gedanken versunken heim und weinte lange in ihrem Zimmer. Sie verglich die Treue der Schmiedsfrau mit ihrer eigenen Untreue.

Plötzlich stand sie auf. Sie wollte Gott bitten, er möge ihr vergeben. Sie betete zum ersten Mal, nicht wissend, wie und was sie sagen sollte. Aber der Herr Jesus, dem Adam für ihre Genesung gedankt hatte, verstand sie und vergab ihr. Gerade als sie geendet hatte, klopfte ihr Mann an die Tür und bat um Erlaubnis, eintreten zu dürfen. Sie eilte, ihm zu öffnen. Und als er die Arme ausbreitete, warf sie sich hinein, bat ihn noch einmal unter Tränen um Verzeihung und dankte ihm, dass er sie mit solcher Liebe überschüttet habe, wo sie seiner gar nicht wert sei.

Schon längst hatte er ihr vergeben, und jetzt bat er selbst um Vergebung, dass er so unweise mit ihr umgegangen sei. Nun wollten sie ein neues Leben anfangen, nicht wie bisher ohne Gott, sondern im Namen des Herrn Jesus.

Anitschka kehrte zu ihrem Mann zurück. Adam atmete auf. Er hatte sich ohne Anitschka und Janitschko sehr einsam gefühlt, und nicht nur ihm, sondern allen fehlte die Sonne, wenn sie sie nicht im Haus sahen, lächelnd und freundlich zu jedermann, und wenn sie nicht hörten, wie sie mit ihrer schönen Stimme bei der Arbeit sang.

Frau Rudohorsky genas vollständig. Sie überließ zwar der Wirtschafterin die Sorge um die Küche und die Wirtschaft, half aber ihrem Mann, wo es nötig war, und sorgte freundlich für die Dienerschaft.

Herr Rudohorsky wurde wieder jung. Man sah ihn nicht mehr so finster. Als Adam ihn einmal besuchte, lag auf dem Tisch eine große Bibel, aus der er täglich seinen Hausgenossen vorlas.

Manchmal, wenn er an der Schmiede vorbeieilte und keine Zeit hatte, hineinzugehen, rief er Adam fröhlich zu: „Was macht ihr glücklichen Menschen?“

Wenn der Arzt vorbeiging, konnte er sich meist nicht versagen hineinzugehen, wenn auch nur für einige Minuten. Er war stets gern gesehen.

„Ihr seid ein guter Schmied“, sagte er einmal zu Adam. „Wenn Ihr das Herz mit der Liebe so erwärmen könntet wie das Eisen dort!“

„Hoj!“ rief Tomas, „solch ein Schmied ist nur Gott, der spricht: ‚Mein Wort ist wie ein Hammer, der die Felsen zerschmettert!‘“

„Du bist ein großer Gelehrter, Tomas“, sagte der Arzt; „bisher habe ich es nicht gewusst; du hast recht: es ist wie ein Hammer, der die Felsen zerschmettert; aber der Hammer erwärmt nicht!“

„Nein, aber der Herr Jesus spricht: ‚Komm zu mir!‘ An seinem Herzen erwärmt sich das unruhige Herz; denn er heilt jede Wunde!“ beteuerte Adam und glaubte dabei, dass noch einmal die Zeit kommen würde, wo der Herr Jesus auch den Unglauben im Herzen ihres lieben Freundes heilen würde, dass er ausrufen könnte wie einst der Jünger Thomas: „Mein Herr und mein Gott!“

So lebten Dubravskys unter dem Segen Gottes, und in ihren Herzen wohnte die Liebe Christi. Alles diente ihnen zum Guten, denn:

„Wer in der Liebe bleibt,
der bleibt in Gott und Gott in ihm!“